



Arbeit im Strafvollzug: Bedeutungen, Erfahrungen und Zukunftsperspektiven aus Sicht von arbeitenden Strafgefangenen

Abschlussbericht

Autor:

Dr. Aaron Bielejewski

Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V.

Bitte zitieren als:

Bielejewski, A. (2025). *Arbeit im Strafvollzug: Bedeutungen, Erfahrungen und Zukunftsperspektiven aus Sicht von arbeitenden Strafgefangenen*. Abschlussbericht. Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V. Online verfügbar unter: <https://www.zkfs.de/>.

Veröffentlicht am 10. März 2026



Das Projekt wird finanziert durch Mittel auf Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushalts.

Herausgeber:

Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V.

Karl-Liebknecht-Str. 29

09111 Chemnitz

E-Mail: info@zkfs.de

Tel.: +49 371 335638-31

<https://www.zkfs.de/>

„Und wenn du nicht zur Schule gehen magst, warum lernst du nicht wenigstens ein Handwerk, damit du dir in Ehren ein Stück Brot verdienen kannst?“

„Warum? Das will ich dir sagen.“ Pinocchio verlor allmählich die Geduld. „Von allen Handwerken der Welt gefiele mir nur ein einziges.“

„Und das wäre?“

„Essen, trinken, schlafen, Kurzweil treiben und von morgens bis abends bummeln.“

„Lass dir erzählen“, sagte die Grille mit der gewohnten Ruhe, „dass alle, die dieses Handwerk treiben, im Spital oder im Gefängnis enden.“

Carlo Collodi, Pinocchio, 1883

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	5
1 Zentrale Begriffe im Kontext von Strafvollzug und Resozialisierung	6
2 Einführung: Arbeit und Resozialisierung	10
2.1 Resozialisierung und Strafvollzug	10
2.2 Die Rolle von Arbeit im Resozialisierungsprozess	13
3 Das Projekt: Methoden und Ziele	19
4 Beschäftigung im Strafvollzug	24
4.1 Die Ausbildung als Beschäftigung	28
5 Unterschiedliche Konstellationen der Arbeitserfahrungen	31
5.1 Fortführung der bisherigen Laufbahn	31
5.2 Sammeln von Erfahrungen und Qualifikationen	33
5.3 Neue Orientierung	34
5.4 Komfort sichern	37
6 Arbeit, Normalität und Zusammenleben	40
6.1 Geld im Strafvollzug	42
6.2 Die Kosten von der Kommunikation	45
6.3 Familie als Verantwortung und Rückhalt	46
6.4 Diejenigen, die nicht arbeiten	47
7 Arbeit und Identität	51
7.1 Arbeit nach der Haft und Stigmatisierung	53
7.2 Zwischen Entlassung und Rückkehr: Arbeit im Dazwischen	58
7.3 Was bleibt vom Beruf? Brüche und Neuanfänge	62
8 Arbeit im Gefängnis: abschließende Gedanken von arbeitenden Gefangenen	67
9 Diskussion und Empfehlungen	73
9.1 Zentrale Erkenntnisse des Projekts	77
9.2 Empfehlungen zur Stärkung der Resozialisierungswirkung von Arbeit	78
10 Ausblick	82
Literaturverzeichnis	85
Impressum	94

Zusammenfassung

Dieser Bericht untersucht die Rolle von Arbeit im Strafvollzug des Freistaates Sachsen aus der Perspektive arbeitender Strafgefangener. Ausgangspunkt ist die Frage, wie Gefangene Arbeit erleben, deuten und in Beziehung zu Konzepten wie „Resozialisierung“, „Normalität“ und „Eigenverantwortung“ setzen – jenseits normativer Erwartungen oder juristischer Vorgaben.

Zwischen Juni und August 2024 wurden 26 qualitative Interviews mit inhaftierten Personen in sechs sächsischen Justizvollzugsanstalten geführt. Die Analyse folgt einem interpretativen Zugang, bei dem nicht nur Inhalte, sondern auch narrative Strukturen, Deutungsmuster und Spannungen zwischen Selbst- und Fremdbeschreibungen rekonstruiert wurden. Im Mittelpunkt stand, welche subjektive Bedeutung Gefangene der Arbeit beimessen – etwa als Belastung, als Ressource, als Pflicht oder als Chance.

Die Ergebnisse zeigen: Arbeit im Gefängnis wird äußerst unterschiedlich bewertet, abhängig von früheren Biografien, Qualifikationen und Zukunftsperspektiven. Einige erleben sie als stabilisierende Routine oder sinnvolle Vorbereitung auf das Leben nach der Haft, andere sehen sie primär als Mittel zur Tagesstrukturierung oder Distinktionsmerkmal gegenüber Nicht-Arbeitenden. Dabei treten Spannungen zutage: zwischen Pflicht und Selbstverwirklichung, zwischen institutionellen Angeboten und biografischen Passungen, zwischen individuellen Deutungen und gesellschaftlichen Zuschreibungen.

Die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen – etwa die fehlende Anerkennung von Gefängnisarbeit als echtes Arbeitsverhältnis – bleiben eine zentrale Herausforderung. Insbesondere die Frage der Vergütung, der Rentenansprüche und der symbolischen Gleichwertigkeit zur Erwerbsarbeit „draußen“ wird von den Gefangenen kritisch thematisiert.

Der Bericht plädiert für eine differenziertere Betrachtung von Arbeit im Strafvollzug: nicht nur als Maßnahme, sondern als soziales Feld mit komplexen Bedeutungszuschreibungen. Um die Resozialisierungsfunktion zu stärken, sollten Programme nicht nur verfügbar, sondern auch anschlussfähig, anerkennend und biografieorientiert gestaltet sein. Arbeit in sowie nach der Haft allein „resozialisiert“ nicht: aber sie kann ein Ort sein, an dem Zugehörigkeit, Selbstwirksamkeit und soziale Teilhabe erfahrbar werden.

1 Zentrale Begriffe im Kontext von Strafvollzug und Resozialisierung

Um die folgenden Analysen einordnen zu können, werden zentrale Begriffe, die im Rahmen des Strafvollzugs, der Arbeitsorganisation sowie der Resozialisierungsdebatte regelmäßig verwendet werden, im Folgenden kurz erläutert. Dabei wird nicht nur auf juristische oder administrative Definitionen Bezug genommen, sondern auch auf ihre praktische bzw. intersubjektive Bedeutung im Vollzugsalltag und ihre Wahrnehmung durch Gefangene.

Wiedereingliederung

Im Zentrum vieler Überlegungen zum Strafvollzug steht ein einfacher, aber grundlegender Gedanke: „*Sie alle kommen zurück*“ (Travis, 2005). Der überwiegende Teil der Inhaftierten wird seine Strafe verbüßen und wieder in die Gesellschaft entlassen. *Wiedereingliederung* beschreibt diesen Übergang sowie den anschließenden Prozess der (Wieder-)Anpassung an gesellschaftliche Normen, Erwartungen und Lebensrealitäten. Die Maßnahmen des Vollzugs insbesondere im Bereich Arbeit und Behandlung sollen dabei unterstützend wirken und Voraussetzungen für ein straffreies Leben schaffen. Empirisch wird in diesem Zusammenhang vor allem der Zugang zu stabiler Erwerbsarbeit als zentrales Element erfolgreicher Reintegration hervorgehoben.

Resozialisierung

Der Begriff *Resozialisierung* wird im strafrechtlichen und kriminologischen Kontext häufig verwendet, bleibt jedoch ein heuristisches Konstrukt, das weniger eine klar abgegrenzte Maßnahme als vielmehr eine normative Zielvorstellung bezeichnet. Gemeint ist in der Regel der Versuch, (ehemalige) Straftäter:innen dabei zu unterstützen, künftig ein straffreies Leben in sozialer Verantwortung zu führen, sei es durch individuelle Veränderung, strukturelle Unterstützung oder institutionelle Intervention. Alle Programme und Aktivitäten innerhalb des Gefängnisses, die eine positive Wirkung auf die Insassen haben sollen, können kontextuell als Resozialisierungsmaßnahmen betrachtet werden und werden in der Regel auf dieser Grundlage bewertet. Für jede inhaftierte Person wird auf der Grundlage individueller Diagnosen ein Resozialisierungsplan erstellt, der sich an der Gesamtdauer der Freiheitsstrafe orientiert. Die moderne Resozialisierung geht darüber hinaus davon aus, dass die Gefangenen selbst aktiv daran mitwirken müssen.

Arbeit

Im Vollzug bezeichnet *Arbeit* in der Regel produktive, entlohnte Tätigkeiten, etwa in anstaltseigenen Betrieben, Werkstätten oder Auftragsarbeiten für externe Unternehmen.

Für viele Gefangene bleibt die Vorstellung von „echter“ Arbeit jedoch stark durch Vorerfahrungen außerhalb des Gefängnisses geprägt. Die Diskrepanz zwischen gesellschaftlicher Bedeutung von Erwerbsarbeit, individuellen Erwartungen und institutionellen Realitäten erzeugt Spannungsfelder, die sowohl für die Motivation als auch für die Identitätsentwicklung relevant sind. Arbeit kann dabei sowohl als Routine, Belastung, Sinnquelle oder Übergangsphase erlebt werden.

Obwohl Arbeit einen klaren Bezug zum Alltag hat, kann sie ein breites Spektrum an Tätigkeiten bezeichnen, die jeweils unterschiedliche Konnotationen in Bezug auf Eigentum, Zugehörigkeit und individuelle Verantwortung mit sich bringen. Dies gilt insbesondere vor dem Hintergrund, dass frühere Erwartungen an planbare, kontinuierliche Erwerbsbiografien und traditionellere Arbeitsformen zunehmend neuen Arbeitslandschaften weichen, die von prekären oder freiberuflichen Tätigkeiten sowie einem sich wandelnden Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmenden geprägt sind (Brinkmann et al., 2006; Bude, 2008). Wie Beck (2016, S. 125) feststellt: „Das Wirtschaftswachstum unter den heutigen Weltmarktbedingungen macht die Vorstellung klassischer Vollbeschäftigung, also Arbeitsplätze auf Lebenszeit mit Karriere und allem, was dazu gehört, obsolet.“

Beschäftigung

Beschäftigung dient als administrativer Oberbegriff für strukturierte Tätigkeiten im Vollzug, die neben klassischer Arbeit auch schulische, therapeutische und ausbildungsbezogene Angebote umfassen. Sie wird oft als Kriterium für Mitwirkungsbereitschaft gewertet. Für Gefangene hingegen ist die subjektive Bedeutung stark unterschiedlich – während manche Beschäftigungen als sinnvoll oder identitätsstiftend wahrgenommen werden, erscheinen andere als bloße Pflicht oder „Beschäftigungstherapie“ (Ullmann et al., 2025).

Ausbildung / Weiterbildung

Diese Begriffe umfassen sowohl formale schulische Bildungsangebote als auch berufsvorbereitende Maßnahmen, etwa handwerkliche Kurse, Schulabschlüsse oder zertifizierte Lehrgänge. Obwohl sie offiziell als Teil von Resozialisierung verstanden werden, erleben viele Inhaftierte sie primär als Aktivität innerhalb des Gefängnisses – mit unklarer bzw. individueller Relevanz für das Leben nach der Haft. Entscheidend ist häufig, ob ein inhaltlicher Anschluss an frühere Erfahrungen oder berufliche Perspektiven besteht. Ausbildungen sind in der Regel in Unterrichts- und Praxiselemente unterteilt, wobei einzelne Programme stärker auf die theoretische Vermittlung im Unterricht fokussieren, während andere überwiegend durch praktische Tätigkeiten in Werkstätten oder Betrieben geprägt sind.

Ersatzbeschäftigung / Arbeitstraining

Diese Kategorien werden oft für Tätigkeiten verwendet, die nicht unmittelbar produktiv oder entlohnt sind, aber der Strukturierung des Vollzugsalltags oder der „Arbeitsgewöhnung“ dienen sollen. Aus der Sicht vieler Gefangener erscheinen solche Angebote jedoch oft wenig attraktiv, insbesondere wenn sie keine realistische Perspektive oder Anerkennung außerhalb des Gefängnisses bieten.

Erwerbstätigkeit / Beruf

Diese Begriffe verweisen auf Arbeitsformen und berufliche Identitäten außerhalb des Gefängnisses. Für viele Gefangene bleibt die Frage zentral, ob und wie sich Haftarbeit mit ihrer Vorstellung von einem „richtigen“ Beruf oder einer existenzsichernden Erwerbstätigkeit verbinden lässt. Hier zeigt sich häufig ein Bruch zwischen biografischen Erfahrungen, institutionellen Angeboten und der Realität des Arbeitsmarkts nach der Entlassung.

Zwangsarbeit

Artikel 12 Absatz 3 des Grundgesetzes erlaubt „Zwangsarbeit“ ... „nur im Falle eines richterlichen Freiheitsentzugs“. Obwohl Gefangene in Deutschland gemäß §41 StVollzG und verschiedenen Strafvollzugsgesetzen grundsätzlich zur Arbeit verpflichtet werden können, ist der Begriff *Zwangsarbeit* juristisch und politisch umstritten und wird im offiziellen Sprachgebrauch in der Regel vermieden. Praktisch existieren erhebliche Unterschiede zwischen den Bundesländern: In Sachsen beispielsweise besteht keine allgemeine Arbeitspflicht, sondern Arbeit wird freiwillig angeboten. Wie Kett-Straub (2014) betont, werden selbst in Bundesländern mit Arbeitspflicht in der Regel keine unmotivierten oder ungeeigneten Personen gezwungen, an Arbeitsmaßnahmen teilzunehmen. Darüber hinaus ist es selten, wenn nicht sogar nie der Fall, dass genügend Arbeitsplätze für alle arbeitswilligen Gefangenen zur Verfügung stehen. Die zentrale Bedeutung der „Zwangsarbeit“ in dieser Studie liegt in ihrer anhaltenden kulturellen Assoziation mit und stigmatisierenden Wirkung auf die Gefängnisarbeit sowie in ihrer polemischen oder rhetorischen Verwendung durch kritische Stimmen und gelegentlich auch durch Gefangene.

Justizvollzugsanstalt (JVA)

Der Begriff *Justizvollzugsanstalt (JVA)* bezeichnet zunächst eine Einrichtung, in der Freiheitsstrafen vollzogen werden – umgangssprachlich also das Gefängnis. In der öffentlichen wie auch institutionellen Verwendung wird der Begriff jedoch nicht nur als Ortsbezeichnung verwendet, sondern dient auch zur Bezeichnung der zuständigen organisatorischen Einheit, also des gesamten Betriebssystems der Einrichtung. In diesem Sinne fungiert die „JVA“ auch als handelndes Subjekt, etwa in Aussagen wie „die JVA hat entschieden“ oder „die JVA bietet an“.

In der Praxis besteht eine JVA in der Regel aus mehreren Bereichen, darunter der geschlossene und der offene Vollzug, Ausbildungsbereiche, Krankenstationen und Verwaltungsabteilungen. Obwohl sich dieser Bericht ausschließlich auf den geschlossenen Vollzug bezieht, ist zu beachten, dass diese Bereiche innerhalb einer Anstalt organisatorisch und räumlich verbunden sind, selbst wenn sie für die Gefangenen unterschiedliche alltägliche Realitäten bedeuten. Daher wurden Gefängnisse in unterschiedlichem Maße als „totale Institutionen“ betrachtet, die durch eine strikte Trennung zwischen Personal und Insassen und durch institutionsspezifische Regeln gekennzeichnet sind (Endres, 2022; Goffman, 1973).

Insgesamt ist die JVA im Kontext dieser Untersuchung nicht nur als baulich abgrenzbarer Ort, sondern als institutioneller Akteur zu verstehen, der den Rahmen, die Regeln und die konkreten Möglichkeiten von Beschäftigung im Vollzug wesentlich mitprägt. Ergänzend sei erwähnt, dass auch Jugendstrafanstalten (JSA) in die Untersuchung einbezogen wurden, nämlich die JSA Regis-Breitungen. Diese unterliegen zwar einer eigenen gesetzlichen Regelung, jedoch zeigten sich in Bezug auf Arbeits- und Beschäftigungsangebote mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zum Erwachsenenvollzug.

2 Einführung: Arbeit und Resozialisierung

Arbeit gilt als eines der zentralen Elemente des Strafvollzugs – sowohl in der praktischen Organisation als auch in der öffentlichen Erwartung. Doch wie genau „Arbeit“ zur Resozialisierung beiträgt, ist weniger eindeutig, als es scheint.

Die kriminologische Forschung hat immer wieder gezeigt, dass die Art und Weise, wie Menschen ihre Zeit im Gefängnis verbringen, ihre Aussichten und das Risiko von Rückfällen nach der Entlassung erheblich beeinflusst (Duwe et al., 2023). Insbesondere die Arbeit im Gefängnis ist ein wichtiges Korrelat für eine zukünftige Beschäftigung und eine geringere Rückfälligkeit (Berg & Huebner, 2010; Visher et al., 2010). Darüber hinaus scheint die Bevölkerung in Deutschland die Idee der Resozialisierung und des Wiedereinstiegs ehemaliger Straftäter*innen in den Arbeitsmarkt generell zu unterstützen (Radewald & Bielejewski, 2023). In der Kriminologie ist es nach wie vor umstritten, ob Arbeitstraining und die Arbeit in der Haft nachweislich einen direkten Einfluss auf die Rückfälligkeit haben, zumal die „vielversprechendsten“ Gefangenen in der Regel dieselben sind, die sich einen Platz in einem Arbeitstrainingsprogramm sichern können (McNeeley, 2023). Allerdings erleben nicht alle Strafgefangenen die Arbeit in der Haft auf die gleiche Weise. Dies liegt größtenteils an ihren früheren Erfahrungen und der Realisierbarkeit ihrer Pläne für die Zeit nach der Entlassung (falls vorhanden). Gefangene, die mit einem festen Arbeitsplatz außerhalb des Gefängnisses und/oder einer abgeschlossenen Ausbildung ins Gefängnis kamen, gehen sicherlich anders an die Arbeit heran als Gefangene mit wenig (formaler) Arbeitserfahrung und fehlender Qualifikation. Der Abschluss einer Ausbildung im Gefängnis hat sicherlich eine andere Bedeutung für jemanden, der bereits eine oder mehrere Ausbildungen absolviert hat oder über jahrelange Berufserfahrung verfügt. Dies hängt auch davon ab, inwieweit das Ausbildungsprogramm mit früheren Erfahrungen übereinstimmt oder als „Umschulung“ in einen neuen (potenziellen) Berufsweg betrachtet werden kann.

2.1 Resozialisierung und Strafvollzug

Auch wenn der Begriff „Resozialisierung“ im Sächsischen Strafvollzugsgesetz nicht direkt verwendet wird, ist er eng mit dem dort formulierten Vollzugsziel verknüpft: „die Befähigung der Gefangenen, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen“ (§2 Abs.1 SächsStVollZG; Laubenthal, 2019, S. 141). Laubenthal (2019) beschreibt Resozialisierung entsprechend als „die Summe aller Bemühungen im Strafvollzug zum Zweck einer Befähigung des Gefangenen, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen“ (McNeill, 2009, S. 111). Dies kann sich sowohl auf die übergeordnete Organisation des Vollzugslebens und der Programmangebote als auch auf individuelle Wirkungen und Erfahrungen der Gefangenen beziehen.

Mit den Reformen ab 1976 und dem Strafvollzugsgesetz hielt das Ideal der Resozialisierung Einzug in den bundesdeutschen Vollzug. Wie Streng (2024, S. 165) beschreibt, wurde Haft zunehmend als „in die Zukunft gerichteter Lernprozess“ verstanden, in dem Kompetenzen vermittelt werden sollten, „die sie zu einer verantwortlichen Lebensführung benötigten“. Daraus ergibt sich ein normatives Verständnis, wonach Inhaftierte als unzureichend befähigt gelten, ein straffreies Leben zu führen – ein Defizit, dem mit Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen begegnet werden soll.

Kritiker:innen bemängeln, dass die Bedeutung von Resozialisierung oft als selbstverständlich vorausgesetzt wird, während ihre konkrete Ausprägung im Haftalltag selten systematisch untersucht wird (Neubacher & Bachmann, 2025). Besonders problematisch ist die konzeptionelle Reduktion auf einzelne Programme, obwohl diese weder konsequent umgesetzt noch isoliert betrachtet werden können (Schlosser, 2024; Steiner & Butler, 2013). Der Strafvollzug ist insbesondere durch sporadische Änderungen des Zeitplans, Personalmangel, plötzliche Terminabsagen und unterschiedliche Motivationsgrade sowohl des Personals als auch der Gefangenen gekennzeichnet. Zudem zeigen Studien, dass auch nachbarschaftliche oder ökologische Faktoren, etwa der Wohnort nach der Entlassung, eine wichtige Rolle spielen, obwohl sie in der Konzeption bislang kaum berücksichtigt werden (Wright et al., 2012).

In der interpretativen Sozialwissenschaft gilt der Begriff daher teils als wenig geeignet, um die Folgen von Inhaftierung systematisch zu erfassen (Dollinger & Schmidt, 2022, S. 391). Während Resozialisierung international teilweise im menschenrechtlichen Kontext an Bedeutung gewinnt, bleibt sie in Deutschland hinsichtlich ihrer praktischen Umsetzbarkeit und Messbarkeit weiterhin unterdefiniert (Dünkel, 2017).

Konzepte wie „restorative justice“ (Braithwaite, 1998; Van Ness, 2005) finden sich im Gesetz wieder, etwa in §3 Abs.1 SächsStVollzG: „Der Vollzug ist auf die Auseinandersetzung der Gefangenen mit ihren Straftaten und deren Folgen auszurichten.“ In der Praxis beschränkt sich dies jedoch auf einzelne Täter-Opfer-Ausgleichsprogramme ohne spürbare Auswirkungen auf den Vollzugsalltag (Bartsch et al., 2023; Hagemann, 2020).

Der zunehmende Druck, „Wirksamkeit“ nachzuweisen, hat dazu geführt, dass theoretische Überlegungen oft zugunsten einfacher Messgrößen vernachlässigt wurden. In vielen Evaluationsstudien wird Resozialisierung mit Rückfallfreiheit über einen kurzen Zeitraum gleichgesetzt (Giebel, 2023). Damit gilt jede entlassene Person, die in diesem Zeitfenster nicht erneut straffällig wird, als „erfolgreich resozialisiert“ – eine Annahme, die komplexe Kontexte ausblendet. Die Wahrscheinlichkeit, verhaftet und strafrechtlich verfolgt zu werden, ist ungleich verteilt. So wird etwa in der aktuellen Forschung gezeigt, dass wirtschaftlich benachteiligte Personen – darunter viele Haftentlassene – am

ehesten verhaftet, angeklagt und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt werden (Bögelein, 2025). Hinzu kommt, dass viele Rückfälle juristisch betrachtet auf Taten beruhen, die vor der Haft lagen.

Resozialisierung wird häufig daran geknüpft, ob eine Person gesellschaftlichen Erwartungen genügt: durch Erwerbstätigkeit, Wohnsitz, „angemessenes“ Verhalten, emotionale Stabilität, Regelkonformität. Dabei wird selten gefragt, wie Menschen überhaupt zu Straftaten kommen – oder warum sie davon ablassen. Stattdessen überwiegt ein normatives Verständnis, in dem bestimmte Werte verinnerlicht werden sollen – vorausgesetzt, die betroffene Person erhält die nötige Zeit, Disziplin und Unterstützung. Diese Spannung zwischen Ideal und Realität wird in der kritischen Kriminologie seit Langem diskutiert (Braithwaite, 1991; Katz, 1988). Einzelpersonen gelten als „resozialisiert“, wenn sie sich an dominante gesellschaftliche Normen halten – etwa durch Erwerbsarbeit, festen Wohnsitz, Verzicht auf Suchtmittel, emotionale Stabilität oder Regelkonformität. Diese Kriterien sind jedoch normativ aufgeladen und sozial ungleich zugänglich.

Empirisch wurde vielfach festgestellt, dass Haft eher zu einem „negativen Sozialisationsprozess“ führt, statt gesellschaftlich erwünschte Normen zu vermitteln (Dollinger & Schmidt, 2022; Laubenthal, 2019, S. 113). Das Konzept der „pains of imprisonment“ (Sykes, 1958) beschreibt die strukturellen Belastungen des Freiheitsentzugs – etwa den Verlust von Autonomie, Privatsphäre oder Beziehungen – und wurde auch im deutschsprachigen Diskurs rezipiert. Eine entsprechende Zielsetzung findet sich in §3 Abs.5 SächsStVollzG: „Schädlichen Folgen des Freiheitsentzugs ist entgegenzuwirken.“ Diese Perspektive zeigt sich etwa in der Förderung von Außenkontakten, Angehörigenbeziehungen und Qualifizierungsangeboten. Im sächsischen Vollzug zeigt sich zudem ein gewisses Maß an individueller Verantwortung der Gefangenen für ihre eigene Resozialisierung: Arbeit oder Ausbildung sind freiwillig, Hafträume ersetzen klassische Zellen, und Alltagsgestaltung ist teilweise möglich. Ziel ist es – zumindest formal –, sowohl institutionelle Abhängigkeit zu vermeiden als auch Selbstverantwortung und soziale Handlungsfähigkeit zu fördern. In der Praxis bleibt dieser Anspruch jedoch ambivalent, wie auch zahlreiche Forschungsergebnisse und Aussagen von Inhaftierten zeigen. Resozialisierung muss daher als persönlicher und sozialer Prozess verstanden werden (McNeill, 2012). Die bloße Vermeidung weiterer Verurteilungen beweist nicht, dass Vollzugsziele erreicht wurden – ebenso wenig bedeutet ein Rückfall zwangsläufig das Scheitern von Resozialisierung. Individuelle Fortschritte können leicht übersehen werden, wenn Betroffene weiterhin als Risiko gelten (Ward & Maruna, 2007).

Neuere Versuche, das Konzept zu „rehabilitieren“ (Burke et al., 2018; Crewe & Levins, 2020) betonen, dass Resozialisierung ein lebenslanger, kontextabhängiger Prozess sei, und nicht einfach eine abhängige Variable. Die individuelle kognitive Transformati-

on steht im Vordergrund, jedoch nicht als rein innerer Prozess: Resozialisierung kann vielmehr durch die Etablierung neuer „erlösender Skripte“ (mit denen der ehemalige Straftäter seine aktuelle Position vor dem Hintergrund seiner Vergangenheit erklären und rechtfertigen kann (Harris, 2011; Maruna, 2001)) in Verbindung mit einer aktiven Einbindung in unterstützende Teile der Gesellschaft und Aktivitäten erfolgen (Karp & Frank, 2016; Rocha, 2021). Strafvollzug ist Teil der Gesellschaft, Rückfälle sind selbst unter günstigen Bedingungen nicht auszuschließen. Das wird zunehmend anerkannt, etwa durch Maßnahmen zur sozialen Einbindung. Gleichzeitig stellt diese Offenheit die Idee einer klaren „Wiedereingliederung“ infrage. Ob Gefangene individuell „behandelt“ werden oder Resozialisierung vor allem in Beziehungsmustern zwischen Gefangenen und Personal entsteht, bleibt eine zentrale Frage. Arbeit und Qualifizierung können hilfreich sein; aber ihre Wirkung hängt von Kontext, Anerkennung und strukturellen Bedingungen ab.

2.2 Die Rolle von Arbeit im Resozialisierungsprozess

Obwohl Arbeit schon seit langem eine Rolle im Strafvollzug spielt - oft als Form der Disziplinierung oder moralischen „Wiedergutmachung“ - hat sie in der auf Resozialisierung ausgerichteten Organisation moderner Strafvollzugsanstalten eine neue zentrale Stellung eingenommen. Arbeit wird nicht nur als Mittel zur materiellen Existenzsicherung oder als Alternative zu delinquentem Verhalten betrachtet, sondern auch als Ressource für Identitätsarbeit, Sinnstiftung und soziale Teilhabe was sowohl Vorteile als auch zunehmend komplexe Herausforderungen mit sich bringt (Atkinson, 2010; Giddens, 1991). Obwohl der Erhalt stabiler Arbeit tendenziell mit einem Rückgang krimineller Aktivitäten assoziiert wird, ist dieser Zusammenhang weitaus komplexer: In manchen Fällen korreliert etwa eine besonders intensive Arbeitsbelastung ebenfalls mit Delinquenz. Entscheidend sind daher nicht allein Arbeitsquantität, sondern auch Arbeitsqualität, strukturelle Bedingungen sowie individuelle Deutungen und Identitätskonstruktionen (Bammann, 2008; Lageson & Uggen, 2012; Ramakers et al., 2016). Weitere Untersuchungen zeigen, dass ehemals inhaftierte Jugendliche tendenziell bereits vor der Arbeitsaufnahme insgesamt ‚positive Leistungen‘ aufweisen, während im Vorfeld eines Arbeitsplatzverlusts ein Rückgang dieser Indikatoren zu beobachten ist. Dies deutet darauf hin, dass Arbeit nicht primär als Ursache, sondern vielmehr als Symbol und Folge einer bereits begonnenen Abkehr von delinquentem Verhalten verstanden werden sollte (Lee, 2019).

Die Bundesvereinigung der Anstaltsleiter im Strafvollzug hat bereits 1993 sechs zentrale Ziele der arbeitsbezogenen Behandlungsmaßnahme formuliert, die bis heute weitgehend als normativer Rahmen für arbeitsbezogene Programme dienen:

1. Förderung der Leistungsbereitschaft durch Verbesserung der Motivation und der Einstellung zur Arbeit
2. Verbesserung der beruflichen Qualifikation durch Aus- und Weiterbildung
3. Entwicklung und Erprobung von Kommunikations- und Konfliktfähigkeit
4. Erziehung zu sozialer Verantwortung (Mitbestimmung, Mitverantwortung)
5. Entwicklung einer besseren körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit
6. Entwicklung eines auf der eigenen Leistungsfähigkeit beruhenden Selbstbewusstseins als Voraussetzung für erfolgreiche Wiedereingliederung (Laubenthal, 2019, S. 315)

Diese Ziele zeigen, wie stark Arbeit im Gefängnis nicht nur auf äußere Ergebnisse, sondern auch auf innere Wandlungsprozesse und soziale Kompetenzen ausgerichtet ist. Sie greifen dabei Annahmen auf, die auch in der internationalen kriminologischen Literatur zur Desistenzforschung eine Rolle spielen:

1. **Materielle Lebenssicherung:** Arbeit kann Armut entgegenwirken und bietet eine legale Einkommensquelle als Alternative zur Kriminalität (Wacquant, 2009)
2. **Anomietheorien:** Berufsbezogene Qualifikationen bieten eine „legitime“ Option, gesellschaftliche Ziele zu erreichen (Agnew et al., 1996; Merton, 1938).
3. **Soziale Bindung:** Arbeitsverhältnisse können stabile soziale Beziehungen ermöglichen und stärken (Hirschi, 1969).
4. **Selbstbild und psychische Stabilität:** Durch sinnstiftende Tätigkeiten kann ein positives Selbstbild gefördert werden (Reckless, 1961).
5. **Turning Points:** Erwerbsarbeit kann Wendepunkte im Lebenslauf markieren, die mit neuer Verantwortung und Routine verbunden sind (Lageson & Uggen, 2012; Sampson & Laub, 1993; Uggen, 2000).
6. **Narrative Identität:** Arbeit kann helfen, ein neues, sozial anerkanntes Selbstbild zu erzählen und zu verkörpern (Maruna, 2001; Sachse, 2015).

Diese Funktionen greifen jedoch nur dann, wenn das Arbeitsangebot differenziert genug ist, um auf unterschiedliche Biografien, Fähigkeiten und Zukunftsperspektiven einzugehen. Einige dieser Ansätze betrachten Kriminalität als eine Reaktion (sei sie rational, emotional oder sogar performativ) auf „ontologische Unsicherheit“ (Giddens, 1984, 64ff.) und einen Mangel an Zukunftssicherheit und Beständigkeit in den Lebenserfahrungen. In diesem Fall erfordert und fördert Arbeit eine Form der Stabilität, die sowohl

die Fortsetzung der Abkehr von Kriminalität unterstützt als auch dafür erforderlich ist: Diese Verflechtung kann nur funktionieren, wenn vorhersehbare Wege zu einer langfristigen Beschäftigung zur Verfügung stehen, im Gegensatz zu chaotischen Wendungen und einer Karriere, die eher durch Brüche und Unsicherheit gekennzeichnet ist.

Gerade in Sachsen ist dies eine besondere Herausforderung, da ein großer Teil der Inhaftierten über geringe Schulbildung und instabile Erwerbsbiografien verfügt (Hartenstein et al., 2020). Gleichzeitig erlaubt das sächsische Strafvollzugsgesetz durch den Verzicht auf eine Arbeitspflicht eine größere Eigenverantwortung der Gefangenen, sowohl im Hinblick auf ihre Teilnahme an Beschäftigungsangeboten als auch auf ihre individuelle Resozialisierung. Die praktische Umsetzung dieser Ziele bleibt jedoch von strukturellen Einschränkungen geprägt - etwa begrenzter Arbeitsplatzverfügbarkeit oder einer zu starken Standardisierung der Angebote. Auch ist kritisch zu hinterfragen, inwieweit Arbeit unter Haftbedingungen wirklich als gleichwertig zu „freier“ Erwerbsarbeit betrachtet werden kann. Zugleich fehlt es an empirisch belastbarem Wissen über die tatsächliche Wirkung von Gefangenenarbeit - sowohl auf Rückfälligkeit als auch auf subjektive Prozesse der Identitätsbildung (Schepers, 2024).

Die Etablierung einer strikten beruflichen Identität kann im Idealfall eine „unerwünschte“ verinnerlichte Rolle, wie beispielsweise die eines (ehemaligen) Straftäters oder (ehemaligen) Strafgefangenen, ersetzen und gleichzeitig eine (situative) Bezeichnung ermöglichen, die sowohl in sozialer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht mehr Türen öffnen kann (Ebaugh, 1988; Maruna, 2001).

Die Tatsache, dass einige ehemalige Strafgefangene nach ihrer Rückkehr eine stabile Karriere finden (oder wieder aufnehmen) und ein Leben ohne Straftaten führen, bedeutet nicht zwangsläufig, dass ihre Zeit im Gefängnis die Ursache dafür war. Für viele ist das Gefängnis lediglich eine biografische Unterbrechung, mit dem Ziel, möglichst rasch in ein „normales“ Leben zurückzukehren. Für andere hingegen markiert die Haft einen Einschnitt, der künftige Chancen massiv einschränkt – etwa durch institutionelle Abhängigkeiten, erlebte Machtlosigkeit oder den Kontakt zu kriminellen Netzwerken (Gomille & Illgner, 2020).

Vor diesem Hintergrund ist das Konzept von Arbeit und Ausbildung im Strafvollzug doppelt zu betrachten: einerseits als potenzielle Maßnahme zur Resozialisierung, etwa durch Vorbereitung auf berufliche Perspektiven oder durch Vermittlung neuer Lebensziele; andererseits als Möglichkeit, die sekundären Schäden der Inhaftierung, die sogenannten „Schmerzen der Haft“ (Sykes, 1958), abzufedern, damit Inhaftierte nicht noch benachteiligter entlassen werden, als sie eingetreten sind.

Ein oft übersehener, aber zentraler Aspekt der Gefängnisorganisation ist, dass Anstalten und deren Personal keinen Einfluss darauf haben, welche Personen ihnen zugewiesen werden. Programme werden daher auf Basis allgemeiner Annahmen über die Bedürfnisse und Fähigkeiten von Gefangenen entwickelt – bei gleichzeitiger großer Heterogenität hinsichtlich Bildung, Berufserfahrung und Zukunftspotenzial. Insbesondere im Bereich Arbeit gilt: Gefangene haben im Durchschnitt ein niedrigeres Bildungsniveau und weniger stabile Erwerbsbiografien als die Allgemeinbevölkerung (Theine & Elgeti-Starke, 2018). In Sachsen besitzt „fast jeder vierte Inhaftierte keinen Schulabschluss“ (Hartenstein et al., 2020, S. 2), ein Abitur oder Hochschulabschluss liegt bei unter zehn Prozent. Für rund 18% war eine frühere Inhaftierung sogar der Hauptgrund für einen Bildungsabbruch.

Diese Ausgangslage erfordert flexible und differenzierte Bildungs- und Arbeitsangebote. Wie Theine und Elgeti-Starke (2018, S. 117) betonen, haben länderübergreifende vollzugliche Bildungsprojekte in den letzten Jahren neue Impulse gesetzt, insbesondere durch eine „bessere Anpassung an die Bedarfe des Arbeitsmarktes, die Leistungsdifferenzierung schulischer Angebote und die besondere Berücksichtigung von Alltagskompetenzen im Rahmen der schulischen und beruflichen Aus- und Weiterbildung“.

Die Verbindung von Arbeit und Gefängnis hat eine lange Tradition, die bis zu den frühen US-Gefängnisssystemen reicht - etwa dem Auburn-System, das kollektive Arbeit mit strikter Disziplin verband (Conley, 1980). Spätere Reformen rückten zunehmend die rehabilitative Funktion von Arbeit in den Vordergrund mit dem Ziel, Fähigkeiten zu vermitteln und gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen (Phelps, 2011). Gleichwohl spielten auch wirtschaftliche Erwägungen stets eine Rolle bei der „Förderung“ von Arbeit hinter Gittern. In jüngerer Zeit, besonders in Ländern wie Deutschland, in denen Resozialisierung statt Bestrafung das erklärte Ziel des Strafvollzugs ist, rückten berufliche Qualifizierung und Ausbildung in den Fokus (Endres & Hegwein, 2023).

Die Föderalismusreform von 2006 hat den Bundesländern einen großen Spielraum bei der Entwicklung von Resozialisierungskonzepten eingeräumt, gleichzeitig aber auch die Belastung der Ministerien erhöht, die nun viel mehr Verantwortung übernehmen müssen, um die Systeme nicht nur zu verwalten, sondern auch zu evaluieren und langfristig zu planen (Arloth & Geiger, 2018) und das in einem Kontext, in dem ein wissenschaftlicher Konsens selten ist. Sachsen ist eines der wenigen Bundesländer, die die Arbeitspflicht für Gefangene abgeschafft haben, wodurch die Arbeit zu einer völlig freiwilligen Tätigkeit wurde und das Stigma der „Zwangsarbeit“, das in der Vergangenheit die dunkelsten Stunden der deutschen Gefängnisse kennzeichnete, beseitigt wurde (Mann, 2024; Sachse, 2015). Mit der Abkehr von der Zwangsarbeit haben sich meh-

rere deutsche Bundesländer den westeuropäischen Standards angepasst, während in Russland und den meisten US-Bundesstaaten Zwangsarbeit unter Gefangenen nach wie vor üblich ist (Hatton, 2018; Sukhankin, 2023). Trotz kleinerer Anpassungen bleibt die zentrale rechtliche Grenze aber bestehen: Gefängnisarbeit wird nicht als Arbeitsverhältnis anerkannt, was bedeutet, dass sie rechtlich nicht als „Arbeit“ gilt, sondern als Maßnahme zur Disziplinierung und Beschäftigung, ohne echte soziale Absicherung (Jehle, 1995; Laubenthal, 2019, 316ff.).

Nicht arbeitende Gefangene können „Taschengeld“ in Höhe von „14 Prozent der Eckvergütung“ beantragen, i.d.R. zwischen 30 und 50 Euro im Monat (SächsStVollzG § 57(2)). Gleichzeitig wirft die Abschaffung der Arbeit als notwendiges Element des Strafvollzugs mehr Fragen darüber auf, wie die Zeit im Gefängnis verbracht wird bzw. verbracht werden soll (Kett-Straub, 2014).

Die Arbeit in Gefängnissen ähnelt selten den stereotypen Bildern von „chain gangs“ bzw. „Kettenbanden“ oder Insassen, die gezwungen werden, sinnlose Arbeiten wie das Graben von Löchern zu verrichten, sondern wird zunehmend als Möglichkeit gesehen, Erfahrungen zu sammeln, die theoretisch auf den freien Arbeitsmarkt übertragen werden können (Gibson-Light, 2023). Die Abhängigkeit von der teilweisen Privatisierung von Dienstleistungen – insbesondere durch Bildungsträger, aber auch durch Arbeitgeber im Strafvollzug – kann sich zusätzlich darauf auswirken, inwieweit die Programme auf künftige Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitgeberanforderungen ausgerichtet sind, auch wenn das Verhältnis zwischen Privatwirtschaft und Strafvollzug seit langem sensibel ist (Scherrer & Shah, 2016).

Grundsätzlich bleibt es aber dabei, dass Arbeit und Berufsausbildung als praktische Möglichkeiten im Vordergrund stehen (ein großer Teil der nicht arbeitenden Gefangenen haben keine Ersatzbeschäftigung) auch wenn sich der Anteil der nicht arbeitenden Gefangenen in Sachsen nicht wesentlich von dem in Bundesländern mit Arbeitspflicht unterscheidet. Selten stehen genügend geeignete Arbeitsplätze zur Verfügung, um eine ganze Gefängnispopulation zu beschäftigen, und viele Gefangene bleiben aus gesundheitlichen Gründen oder wegen „Sozialisationsproblemen“ arbeitsunfähig.

Die Arbeit im Strafvollzug hat eine lange Tradition und ist seit langem Ziel von Kritik, Reformen und Innovationen (Ramsbrock, 2020). Auch wenn die Arbeit als wichtigster Faktor für die „Wiedereingliederung“ ehemaliger Straftäter gesellschaftlich und in der Politik angesehen wird, gilt sie häufig auch als großes Hindernis und als Quelle oder Schauplatz von Stigmatisierung und sozialer Ausgrenzung, vor allem aus Sicht von Haftentlassenen (Sieferle, 2023). In den letzten Jahren ist sie jedoch wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Diskurses gerückt, insbesondere im Hinblick auf die Vergütung, die arbeitenden Gefangenen gezahlt werden, und die Debatten darüber,

wann und in welchen Zusammenhängen arbeitende Gefangene als in einem formalen Arbeitsverhältnis stehend betrachtet werden (Boll & Röhner, 2017; Zatz, 2008). Die Unfähigkeit der Strafgefangenen, sich auf den Ruhestand vorzubereiten, ist ebenfalls zu einem Streitpunkt geworden, zumal sie die Vorstellung in Frage stellt, dass das Gefängnis jemanden effektiv auf ein stabiles Leben nach der Haft vorbereiten kann (Singe, 2014) - selbst in Zeiten, in denen es immer häufiger vorkommt, dass ein Leben im Gefängnis endet (Bereswill & Neuber, 2019).

Die Bundesgerichtshofentscheidung vom 20. Juni 2023 [2 BvR 166/16, 2 BvR 1683/17] hat das Verhältnis zwischen Arbeit und Resozialisierung in Frage gestellt, was alle Bundesländer, nicht nur die unmittelbar von dieser Entscheidung betroffenen, dazu herausgefordert hat, nicht nur die Arbeit, sondern auch das Konzept der Resozialisierung an sich und die Art und Weise, wie Gefangene ihre Zeit verbringen, zu überdenken. Es wird weiterhin auf die unbequeme Tatsache hingewiesen, dass „es kaum gesichertes Wissen bzw. empirisch fundierte Erkenntnisse über die Wirksamkeit von Gefangenenarbeit und deren (monetäre und nicht-monetäre) Vergütungskomponenten gibt“ (Scheppers, 2024, S. 190). Die ersten Reaktionen mehrerer Bundesländer zeigen eine Zurückhaltung, ihr Konzept der Resozialisierung grundlegend zu überdenken: Die ersten Reaktionen mehrerer Bundesländer zeigen eine Zurückhaltung, ihr Konzept der Resozialisierung grundlegend zu überdenken: Bayern und Nordrhein-Westfalen haben die vom Bundesverfassungsgericht festgelegten Mindestkriterien im Wesentlichen erfüllt, indem sie die u.a. Arbeitslöhne für Strafgefangene minimal erhöht und einige organisatorische Strukturen bei der Einstufung von Ausbildungen geändert (Neubacher & Bachmann, 2025; Neubacher et al., 2024). Neubacher und Bachmann (2025, S. 157) schreiben weiter, „ob [Bayern und Nordrhein-Westfalen] damit auch, wie von Karlsruhe gefordert, ein umfassendes, in sich schlüssiges Resozialisierungskonzept vorgelegt haben, erscheint zweifelhaft... trotzdem sind Verbesserungen erreicht worden“. Hamburg hat sich dem Weg angeschlossen, die Arbeitspflicht abzuschaffen, wie zuvor Sachsen, das Saarland und Rheinland-Pfalz ohne jedoch den entscheidenden Schritt zu gehen, Gefängnisarbeit auch als echtes Arbeitsverhältnis anzuerkennen.

Der vorliegende Bericht versucht, diese Lücke teilweise zu schließen - mit besonderem Augenmerk auf die Justizvollzugsanstalten im Freistaat Sachsen. Gleichzeitig wird versucht, ein Schlüsselement der sozialwissenschaftlichen Analyse einzuführen, das in der kriminologischen Evaluation häufig fehlt: die Beteiligung der Betroffenen und die Fokussierung auf die Perspektiven, Meinungen und Erfahrungen der (arbeitenden) Strafgefangenen. Im Gegensatz zu vielen kleinteiligen Projekten und Programmen sind Arbeit und Arbeitstraining die zentralen Angebote des modernen Strafvollzugs in Deutschland. Die Betrachtung der Rolle von Arbeit ist keine einfache Programmevaluation, sondern eröffnet eine Diskussion darüber, wie eine freie Gesellschaft Ge-

rechtigkeit, Fairness, persönliche Entwicklung und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben konzeptioniert.

3 Das Projekt: Methoden und Ziele

Das Projekt wurde in Absprache mit dem Sächsischen Staatsministerium der Justiz Referat IV.5 und dem Kriminologischen Dienst konzipiert, um die Perspektiven und Erfahrungen von Strafgefangenen in Bezug auf Arbeit zu untersuchen. Als exploratives Projekt, das auf dem Prinzip der symbolischen Interaktion basiert (Blumer, 1973; Krotz, 2008; Smaus, 2020), sollte rekonstruiert werden, wie Gefangene der Arbeit in unterschiedlichen Konstellationen einen Sinn geben und wie sie ihre eigenen Erfahrungen und ihre unmittelbare Position/ihren Status als arbeitende Strafgefangene einordnen. Anstatt einfach nur die von den Strafgefangenen geschuldete Arbeit oder ihre bisherigen Erfahrungen aufzulisten, sollte tiefergehend untersucht werden, welche Bedeutung und welchen Wert die Gefangenen der Arbeit als einem breiteren diskursiven Konzept beimessen, inwieweit „Gefängnisarbeit“ als ein von „normaler Arbeit“ verschiedenes Konzept interpretiert wird und wie die Erfahrungen mit der Gefängnisarbeit mit den Erwartungen bzw. Plänen für ein Leben nach der Entlassung zusammenhängen.

Insgesamt wurden zwischen dem 26. Juni und dem 1. August 2024 26 Interviews mit Strafgefangenen im sächsischen geschlossenen Vollzug bzw. Jugendstrafvollzug in 6 verschiedenen Einrichtungen durchgeführt. Die Rekrutierung der freiwilligen Teilnehmer wurde durch den sächsischen Kriminologischen Dienst und innerhalb jeder Einrichtung durch den Sozialdienst bzw. die Leitung der Arbeitsbetriebe in der JVA Dresden organisiert. Die Gefangenen wurden durch Aushänge über die Ziele der Studie und die Form und den Inhalt der Interviews informiert und erhielten 10 € für ihre Teilnahme.

Die Interviews folgten einem allgemeinen Leitfaden, der sowohl allgemeine Orientierungsthemen als auch spezifische Fragen enthielt. Vier Hauptthemen standen im Mittelpunkt: aktuelle und frühere Arbeitserfahrungen während der Inhaftierung, Arbeitserfahrungen vor der Inhaftierung, das Verständnis von Geld sowie Entlassung und Wiedereintritt. Weitere Abschnitte des Leitfadens befassten sich mit dem Thema „Haftkultur“ und allgemeineren Aspekten des Lebens im Gefängnis sowie mit der Reflexion der bisherigen Diskussion und mit Ratschlägen oder Empfehlungen, die Gefangene für andere bzw. neue Gefangene oder möglicherweise für politische Entscheidungsträger haben könnten. Das Durchschnittsalter der 26 Befragten lag bei 40 Jahren. Die Altersspanne reichte von 20 bis fast 60. Die meisten Befragten waren sowohl aus Sachsen als auch planten, langfristig in Sachsen zu bleiben. Fünfzehn der Teilnehmer befanden

sich zum ersten Mal im Gefängnis, während fünf bereits einmal inhaftiert waren und die anderen insgesamt zwischen drei und sechs Mal inhaftiert waren.

Zehn Gefangene absolvierten derzeit eine Ausbildung, während 19 arbeitete; ein Gefangener absolvierte einen Bachelor-Abschluss an der FernUni Hagen, obwohl er ebenfalls eine Ausbildung absolvierte, während die übrigen 19 in einer Vielzahl von Stellen arbeiteten, mit Ausnahme eines Gefangenen, der aufgrund einer bevorstehenden Verlegung zwei Wochen vor dem Interview seinen Arbeitsplatz abgegeben hatte. Die häufigsten Arbeitsbeschäftigung war Hausarbeiter mit drei Teilnehmern, die diese Tätigkeit aktiv ausübten (plus der Teilnehmer, der vor kurzem seinen Arbeitsplatz verloren hatte). Die meisten anderen Berufe, wie die KfZ-Werkstatt und die Möbeltischlerei, wurden von zwei Befragten ausgeübt, aber einige waren nur von einem Befragten ausgeübt worden, wie „Öko-Landwirtschaft“ und die Küche. Da frühere Arbeitserfahrungen weit verbreitet waren (insbesondere, aber nicht nur, bei Personen mit früheren Gefängnisaufenthalten), konnten verschiedene Interpretationen der verschiedenen Positionen sowohl von denjenigen, die derzeit arbeiten, als auch von denjenigen, die bereits Erfahrung mit der Stelle hatten, gewonnen werden. Um die Anonymität so weit wie möglich aufrechtzuerhalten, war es oft notwendig, die Identifizierung eines bestimmten Arbeitsplatzes und/oder einer Justizvollzugsanstalt zu vermeiden, obwohl aus den Antworten klar hervorging, dass einige Arbeitsplätze fast allgemein geschätzt und wertgeschätzt wurden, während andere allgemein als minderwertig angesehen wurden.

Die Interviews dauerten zwischen 45 und 70 Minuten, wobei die tatsächliche Dauer der Interviews eher durch institutionelle Zwänge und die Notwendigkeit, mehrere Interviews in einem bestimmten Zeitfenster im Besucherzentrum durchzuführen, bestimmt wurde. In zwei Fällen waren die Teilnehmer der Forscher bereits aus einem früheren teilnehmenden Beobachtungsprojekt bekannt, obwohl beide zuvor nicht an Interviews teilgenommen hatten und ihre Beteiligung am aktuellen Projekt erst unmittelbar vor dem Interview bekannt wurde. Die Interviews wurden aufgezeichnet und transkribiert, wobei die echten Namen durch Pseudonyme ersetzt wurden, aber auch umfangreiche Notizen gemacht wurden. Vor der Aufzeichnung wurden Hintergrundinformationen über die derzeitige Tätigkeit und frühere Berufserfahrungen aufgenommen, so dass während des aufgezeichneten Teils des Interviews mehr Zeit zur Verfügung stand, um spezifische Erfahrungen zu vertiefen, ohne dass Arbeitsabläufe oder Lebensgeschichten rekonstruiert werden mussten.

Da das Ziel darin bestand, die Gefangenen zu ermutigen, offen und frei zu sprechen, war es wichtig, Fragen zu vermeiden, die „moralisch aufgeladen“ oder zu leitend erscheinen könnten, wobei sich das Gespräch idealerweise eher als (halb-)natürliche Unterhaltung denn als ‚Verhör‘ entwickelte (Schlosser, 2008). In Übereinstimmung mit

Tabelle 1*Derzeitige und frühere Haftarbeit*

Pseudonym	derzeitige Arbeit	letzte bzw. frühere Haftarbeit
Albert	Öko-Landwirtschaft	
Alex	Ausbildung – Maurer	
Andreas	Ausbildung – Bäckerei	Qualitätsprüfung
Benedikt	Hausarbeiter	
Benjamin	Lager und Versand, Möbeltischlerei	Verarbeitung von Plasteteile
Bodo	Hausarbeiter	
Caro	Stickerei	
Daniel	Metallbetrieb	
Dennis	Metallbetrieb	
Felix	Ausbildung – Lageristik	
Finn	Küche	Hausarbeiter, Wäscherei
Florian	Kfz-Werkstatt	
Helena	Hausreinigung	
Jan	Ausbildung – Fachkraft Metalltechnik	Druckerei
Leon	Studium Wirtschaftswissenschaften	Mehrere Ausbildungen
Marcus	Lager und Verstand – Möbeltischlerei	
Mario	Hausarbeiter*	Küche
Moritz	Ausbildung Gebäudereiniger	
Olaf	Hauswerkstatt	Schlosserei
Patrick	Ausbildung Gebäudereiniger	
Peter	Ausbildung Lager und Logistik	Hausarbeiter
Simon	Bücherei	Hausarbeiter
Sven	Ausbildung - Metalltechnik	
Thomas	KfZ-Werkstatt	
Tim	Broschurenversand	Hausarbeiter
Uwe	Hausarbeiter	Bäckerei

Anmerkung. * Eine Woche vor dem Interview musste die Person ihre Arbeit als Hausarbeiter niederlegen, da sich ihre Haftbedingungen verändert hatten.

den Richtlinien für freiwillige Teilnehmer wurden die Gefangenen über den Zweck der Studie sowie über ihre Möglichkeit, die Beantwortung jeglicher Fragen zu verweigern, und über den offenen Charakter des Interviews informiert, was bedeutete, dass sie ausreichend Gelegenheit haben würden, Erfahrungen, Meinungen, Empfehlungen usw. über die speziell gestellten Fragen hinaus mitzuteilen.

Im Allgemeinen sprachen die Gefangenen offen und bereitwillig, wobei jedoch stets zu bedenken ist, dass die Interviewteilnehmenden (wie alle Studienteilnehmenden und sozialen Akteure im Allgemeinen, (Goffman, 2004)) bestrebt sind, sich selbst im besten Licht darzustellen, und eher dazu neigen, unvollständige Erkenntnisse als grundlegende Informationen zu präsentieren, als Unwissenheit zuzugeben. Zwar wurden Fragen zur kriminellen Vergangenheit nie direkt gestellt, doch zwischen einem Drittel und der

Hälfte der Befragten erwähnten entweder direkt ihre früheren Straftaten oder spielten in irgendeiner Weise auf die Form ihrer Straftaten an, während noch mehr sich bemühten, ihre Geschichte von den „abscheulicheren“ anderen (in der Regel Sexualstraftäter) zu distanzieren.

Es wurden zusätzliche Informationen über die Art der Arbeit gesammelt und eine ausführliche Literaturrecherche (soweit möglich mit Schwerpunkt auf Deutschland, aber mangels geeigneter Materialien weitgehend international) durchgeführt. Informationen zur Beschäftigung im Strafvollzug wurden auch vom SMJusDEG zur Verfügung gestellt.

In der Auswertung wurde nicht nur auf inhaltliche Aussagen, sondern auch auf narrative Strukturen geachtet; etwa darauf, wie Verantwortung, Scheitern oder Ausschluss in der Erzählung positioniert werden. Ein besonderes Augenmerk lag auf der Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdbeschreibungen, da diese oft unterschiedliche Deutungsmuster offenbarten: Die eigenen Erfahrungen wurden oft dramatisch anders dargestellt als abstrakte Geschichten über einen „idealtypischen“ Gefangenen. Dabei wurde ein qualitativ-rekonstruktiver Zugang gewählt, der Elemente der Grounded Theory mit narrationsanalytischen Überlegungen verknüpft. Im Mittelpunkt standen nicht nur die berichteten Erfahrungen der Befragten, sondern auch die Art und Weise, wie diese Erfahrungen erzählt wurden. Dies umfasste unter anderem, welche Themen spontan angesprochen oder ausgeklammert wurden, wie stark einzelne Fragen zum Weitererzählen anregten oder wo Antworten knapp und ohne elaborierende Narrative blieben. Die Analyse zielte darauf ab, nicht nur Inhalte zu erfassen, sondern Deutungsrahmen, rhetorische Strategien und implizite Wertsetzungen sichtbar zu machen. Aussagen wurden dabei nicht im Sinne faktischer Überprüfbarkeit verstanden, sondern als Teil einer subjektiven und oft situationsgebundenen Wirklichkeitskonstruktion. Gerade dort, wo sich Widersprüche oder Spannungen zwischen verschiedenen Berichten zeigten (etwa bei Bewertungen von Haftbedingungen oder Wahrnehmungen von Gerechtigkeit) eröffnete sich ein besonders aufschlussreicher Zugang zu den sozialen und emotionalen Orientierungen der Befragten. Im soziologischen Sinne wurde versucht, insbesondere nach gemeinsamen Mustern sowie nach wesentlichen Unterschieden zu suchen, um das Normale als merkwürdig und das Merkwürdige als normal zu interpretieren (Eberle, 1984; Mills, 1959).

Diese Studie ist als soziologisch-kriminologisches Projekt angelegt, das sich weniger mit juristischen Feinheiten befasst, sondern stärker mit den sozialen Bedeutungen, Widersprüchen und Alltagsrealitäten innerhalb des Strafvollzugs. Entsprechend steht nicht die Bewertung einzelner Maßnahmen im Vordergrund, sondern die Frage, wie Gefangene ihre Situation deuten, erzählen und in Beziehung zu normativen Erwartungen setzen u.a. zu Konzepten wie „Resozialisierung“, „Arbeit“ „Vergütung“ oder „Eigenver-

antwortung“. Das Strafvollzugsgesetz formuliert als Leitprinzip: „Das Leben im Vollzug ist den allgemeinen Lebensverhältnissen soweit wie möglich anzugleichen“ (SächsSt-VollzG §3 (4)). Aus soziologischer Sicht wirft dieser scheinbar klare Anspruch jedoch grundlegende Fragen auf: An wessen Lebensverhältnissen soll sich der Vollzug orientieren? Welche Normalität liegt dem zugrunde, und für wen ist sie erreichbar oder wünschenswert? Wenn Resozialisierung mehr sein soll als die Rückkehr in frühere Verhältnisse inkl. Arbeitsverhältnissen, stellt sich umso dringlicher die Frage, welche Vorstellungen von „sozialer Teilhabe“ und „Normalität“ überhaupt leitend sind, und wie diese im Gefängnisalltag konkret erlebt, in Frage gestellt oder reproduziert werden. Solche Fragen sind zentraler Bestandteil soziologischer Forschung, aber sie lassen sich nicht durch einfache Antworten oder eindeutige Bewertungen auflösen (Crewe, 2011; Liebling, 2011).

Der vorliegende Bericht soll einen allgemeinen Überblick über die Arbeit in den sächsischen Justizvollzugsanstalten geben, wobei der Schwerpunkt auf den Aussagen und Perspektiven der aktiven Strafgefangenen liegt.

4 Beschäftigung im Strafvollzug

Eine 2018 von Kriminologischen Dienst des Freistaates Sachsen durchgeführte Studie untersuchte viele Aspekte der Arbeit im Strafvollzug (und damit zusammenhängende Konzepte wie z. B. das Bildungsniveau) anhand von 1053 Umfragen, die im Rahmen von Vollzugsplanungskonferenzen durchgeführt wurden (Hartenstein et al., 2020). Zusammen mit weiteren internen Informationen des Justizministeriums ergibt sich so ein hervorragender Überblick über den aktuellen, messbaren Stand der Arbeit in den sächsischen Justizvollzugsanstalten. Die Quoten für die Teilnahme an einer Arbeits- oder Ausbildungsmaßnahme sind zumindest in den letzten Jahren relativ stabil geblieben, auch wenn es nach wie vor große Unterschiede zwischen den einzelnen Einrichtungen gibt.

Leider ist es aufgrund der Schwierigkeiten, den Zustand einzelner Gefangener mit den Gesamtzahlen zu vergleichen, schwieriger festzustellen, welche anderen Faktoren im Hinblick auf Kurzstrafen und Wiederholungstäter eine Rolle spielen könnten, da die Gefangenenpopulation selbst nur in Momentaufnahmen effektiv gemessen werden kann, die die relativ hohe Fluktuation durch das Verlassen und die Aufnahme von Gefangenen (insbesondere von Gefangenen, die für vergleichsweise kurze Zeiträume als Ersatzstrafe inhaftiert sind) außer Acht lassen. Dies spiegelte sich in diesem, wie auch in früheren, Projekten wider, in denen arbeitende Gefangene bei weitem mehr daran interessiert waren, ihre Erfahrungen mitzuteilen, während diejenigen, die keine Arbeit hatten, viel schwieriger zu erreichen waren und auf Fragen zu ihrem Beschäftigungsstatus eher abwehrend reagierten (Bielejewski, 2025). Es lässt sich jedoch nicht nur viel über die Aktivitäten der Gefangenen sagen, sondern auch über die angegebenen Beweggründe, nicht zu arbeiten.

Die tatsächlichen ‚vollzeitige‘ Aktivitäten der Gefangenen lassen sich in drei (ungleiche) Kategorien einteilen: Etwa 40% haben derzeit keine Beschäftigung, während 31% eine Ausbildung absolvieren und 28% einer Arbeit im Gefängnis nachgehen. Diese Anteile variieren jedoch erheblich zwischen den einzelnen Einrichtungen. So liegt der Anteil der „inaktiven“ Gefangenen in der JVA Waldheim eher bei 15%, während er in der JVA Torgau bei der Erhebung 2018 eher bei 75% lag (obwohl die Beschäftigungsquote im Jahr 2023 im Durchschnitt bei 70,8% lag). Die JVA Waldheim wies mit knapp über 80% die höchste Erwerbsquote auf, während die JVA Görlitz, gefolgt von der JVA Leipzig, mit 34% bzw. 35% die niedrigste Quote aufwies.

Es wurden verschiedene Gründe für die Nichterwerbstätigkeit der Gefangenen genannt:

Tabelle 2*Begründung für aktuelle Nichtteilnahme*

Grund	Häufigkeit	Anteil in %
Warteliste	66	17.1
bisherige Haft zu kurz	51	13.2
Keine Kapazitäten	48	12.5
Auf eigenen Wunsch	41	10.6
Haft insgesamt zu kurz	37	9.6
Gesundheitliche Einschränkungen	32	8.3
Kein Grund angegeben	31	8.1
Disziplinar-/Sicherheitsmaßnahme	19	4.9
Maßnahme abgelaufen	16	4.2
Alter	9	2.3
Kein Bedarf	9	2.3
Im Prüfungsverfahren	8	2.1
mangelnde Sprachkenntnis	7	1.8
Sonstige	11	2.9
Summe	385	100.0

Anmerkung. Eigene Darstellung in Anlehnung an Hartenstein et al. (2020, S. 4).

Die mangelnde Arbeitsmotivation von Gefangenen wurde in den Interviews sowohl von Beschäftigten als auch von Gefangenen selbst thematisiert. Bemerkenswert ist jedoch, dass unter den am häufigsten genannten Gründen (auch von arbeitenden Gefangenen) nicht Desinteresse im Vordergrund stand, sondern strukturelle Hürden: lange Wartelisten für Arbeits- und Ausbildungsplätze, eine begrenzte Anzahl verfügbarer Stellen (darunter viele mit besonderen Zugangsvoraussetzungen oder Spezialisierungen) sowie die geringe Chance, bei kurzen Haftstrafen insbesondere unter sechs Monaten überhaupt vor der Entlassung eine Tätigkeit aufnehmen zu können.

Die Meinungen hierzu gingen zwar auseinander, doch waren mehrere Häftlinge nach wie vor der Ansicht, dass die Anstalt sich aktiv darum bemühte, allen Häftlingen unabhängig von ihrem Status Beschäftigung anzubieten:

Die suchen da schon, dass jeder hier seine Beschäftigung hat.

(Interview mit Helena, S. 20)

Gefangene, die mehr als einmal inhaftiert waren, merkten häufig an, dass ihre früheren Erfahrungen und Kenntnisse des Gefängnisystems ihnen halfen, sich bei späteren Inhaftierungen sehr früh erfolgreich um einen Arbeitsplatz zu bemühen, und dass ihr Status als „Wiederholungsbesucher“ sie in gewisser Weise als vertrauenswürdiger erscheinen ließ, zumindest um mit den Gefängnisroutinen und der Bewältigung der Gefängnisarbeit zurechtzukommen. Viele andere, die schon früh eine Arbeit fanden,

beschrieben, dass sie aufgrund ihrer vorhandenen Qualifikationen oder Erfahrungen direkt von den Bediensteten angesprochen wurden und auf diese Weise die Wartelisten gänzlich umgehen konnten. Das Ausmaß, in dem sich Gefangene dafür entscheiden, nicht zu arbeiten, ist schwer zu beurteilen. In der aktuellen Studie (bei der aktiv nach arbeitenden Gefangenen gesucht wurde) waren nur zwei Befragte derzeit „arbeitslos“, und in beiden Fällen war dies auf einen bevorstehenden Wechsel entweder in eine neue Einrichtung oder in eine neue Position zurückzuführen. Die Befragten betrachteten die Arbeit innerhalb des Gefängnisses fast durchgängig als „unverzichtbar“, und es gab praktisch keinen Befragten, der angab, dass er wahrscheinlich nicht arbeiten würde. In einem anderen Projekt des ZKFS - Freiheit und Freiheitsentzug - waren jedoch zwei der Befragten derzeit im Gefängnis arbeitslos: In diesem Fall wurde die Entscheidung, nicht zu arbeiten, etwas anders dargestellt, da viele arbeitende Gefangene über Nicht-Arbeitende sprachen.

*Ich habe vor kurzem einen Job hier gehabt, in der Küche habe ich gearbeitet. Man hat mich gefragt, ob ich in der Küche arbeiten will, weil ich mich vorher gegen eine Arbeit entschieden habe. Nicht, weil ich ein faules Schwein bin, sondern weil ich so Prinzipien habe. Ich kann das ja nicht. Ich beobachte die Leute. Ersten bin ich auf das Geld nicht angewiesen. Zweitens, denn das Geld... ist komplett zu wenig. Das ist eine Frechheit. Du gerätst automatisch in die Altersarmut, wenn du im Knast sitzt.
(Interview mit „Benny“ für das Projekt „Freiheit und Freiheitsentzug“)*

Benny merkte weiter an, dass es neben seinem früheren Job in der Küche einige Ausbildungsprogramme mitgemacht hatte, die er „richtig cool“ fand und in dem er „alles mitgemacht“ hatte: Seine Kritik galt eher der Abhängigkeit von „stupider“ Arbeit, bei der man nichts lernte und keine relevanten Erfahrungen sammeln konnte, verstärkt durch die relativ niedrige Bezahlung und die Unmöglichkeit, effektiv für die Entlassung und vor allem die Rente zu sparen. Eine Quelle seiner Frustration sah er insbesondere in der fehlenden Arbeitspflicht, die seiner Meinung nach den Druck auf die Einrichtung, „richtige“ bzw. sinnvolle Arbeitsplätze anzubieten, verringerte. Da Benny die Armut nicht als ein Problem ansah, das ihn wahrscheinlich betreffen würde - er hatte Geld gespart und eine stabile Familie und eine Arbeit nach der Entlassung arrangiert - spiegelte seine Entscheidung, nicht zu arbeiten, möglicherweise nicht die Erfahrung vieler anderer wider.

In der 2018 Studie vom kriminologischen Dienst wurde eine von sechs Gefangenen als „nicht arbeitsmarkttauglich“ bewertet - bei den Gefangenen im Alter von 35 Jahren oder jünger bezogen sich die häufigsten Gründe auf ihr Arbeits- oder Sozialverhalten, während bei den über 35-Jährigen in mehr als der Hälfte der Fälle gesundheitli-

che Probleme angeführt wurden. In ähnlicher Weise wurde jeder fünfte Gefangene als „nicht ausbildungsfähig“ eingestuft, wobei die am häufigsten genannten Gründe Folgeerkrankungen nach Suchtmittelkonsum und unzureichende Sprachkenntnisse waren. Mangelnde Sprachkenntnisse wurden häufig als Hauptproblem bei der Organisation der Gefangenenbeschäftigung genannt - etwa 8 % der Gefangenen verfügen nicht über ausreichende Deutschkenntnisse, während weitere 8 % nur über begrenzte Kenntnisse verfügen, wobei diese Anteile in den einzelnen Einrichtungen sehr unterschiedlich sind, wobei der Anteil der Nicht-Muttersprachler in der JVA Bautzen, der JVA Dresden und der JVA Waldheim am höchsten ist. Diese Gefangenen nehmen häufig an Sprachkursen teil (wenn sie überhaupt eine Beschäftigung haben), haben aber deutlich seltener eine Ausbildung absolviert. Die Überrepräsentation von Ausländern und Personen mit eingeschränkten Sprachkenntnissen ist ein ernsthaftes Problem, das weiter untersucht werden soll. Im Rahmen des vorliegenden Projekts kann dies jedoch nicht weiter analysiert werden, da es sich bei den freiwilligen Interviewteilnehmern ausschließlich um deutsche Muttersprachler und in erster Linie um Personen ohne unmittelbaren „Migrationshintergrund“ oder nennenswerte familiäre Bindungen in anderen Ländern handelte.

Erwähnenswert ist, dass etwa 17 % der Gefangenen angaben, kein Interesse an einer Ausbildung oder einer festen Arbeit nach der Entlassung zu haben (Hartenstein et al., 2020, S. 7). Es kann zwar nicht gesagt werden, dass dies dieselben 17% sind, die als „nicht arbeitsmarkttauglich“ gelten, doch deutet dies darauf hin, dass es mindestens etwa ein Sechstel der Gefangenenpopulation gibt, für die Arbeit - aus welchen Gründen auch immer - keine ernsthafte Priorität darstellt. In einigen Fällen kann dies auf das Alter zurückzuführen sein - mindestens ein Befragter fiel in diese Kategorie, der plante, unmittelbar nach der Entlassung in den Ruhestand zu gehen, während andere mit besonders langen Haftstrafen entweder davon ausgingen oder es für wahrscheinlich hielten, dass sie nach der Entlassung Schwierigkeiten haben würden, ein ernsthaftes Arbeitsverhältnis zu finden.

Das Alter ist ein wichtiger Faktor bei der Entscheidung, welche Maßnahmen für die Resozialisierung der Gefangenen erforderlich sind: Für jüngere Gefangene (in der Regel die unter 30-Jährigen) wird am häufigsten eine Ausbildung oder eine andere Qualifizierung als erforderlich angesehen, sofern sie nicht bereits vorhanden ist. Dies spiegelte sich in gewissem Maße in den Interviews wider, wobei die jüngeren Teilnehmer häufiger ihre erste Ausbildung absolvierten und viele der älteren Teilnehmer eine zweite Ausbildung in der Haft absolvierten oder derzeit absolvieren, oft mit geringem Interesse an einer Tätigkeit in dem betreffenden Bereich nach der Entlassung.

Die Interviewteilnehmer:innen - die alle arbeiteten oder zumindest über Arbeitserfahrung im Gefängnis verfügten - sprachen häufig über die Gruppe der Strafgefangenen,

die nicht arbeiteten, oder nicht in der Lage sind, nach der Entlassung einen festen Arbeitsplatz zu finden, und sahen sie - entweder mit Mitleid oder mit Verachtung - als das eigentliche Problem an, als Menschen, für die Arbeit im Gefängnis tatsächlich positive Auswirkungen auf ihre Zukunft haben könnte. Simon beschrieb die Leute „noch nie im Leben gearbeitet“ haben:

Die wissen gar nicht, wie das ist. Für die gibt es ja die Arbeitstherapie und so weiter. Die werden dann an dieses Thema langsam herangeführt. Das finde ich auch gut, dass es das gibt, tatsächlich. Und es gibt auch Leute, die halt eben früher wenig gemacht haben, die halt eben in einen Beruf herangeführt werden. Aber da sind wir wieder bei dem Thema, das ist halt stupide... (Interview mit Simon, S. 21)

4.1 Die Ausbildung als Beschäftigung

Die häufigste Beschäftigung unter den Gefangenen in Sachsen ist die Teilnahme an einer modularen Ausbildung. Ein großer Vorteil besteht darin, dass der Einstieg in die Ausbildung jederzeit möglich ist, insbesondere im Gegensatz zu vielen Schulreifeprogrammen, die einen festen jährlichen Einstiegspunkt haben und ein ganzes Jahr Engagement erfordern. Die Aufteilung des Programms in Module bedeutete auch, dass selbst eine teilweise abgeschlossene Ausbildung oft als nützliche Erfahrung berichtet wurde, die sich sowohl auf Gefangene mit kürzeren Strafen als auch auf solche auswirkte, für die eine vorzeitige Entlassung (Zweidrittelzeit) eine mögliche Option war, die sich auf ihre Vollzugsplanung auswirken könnte.

Jede Justizvollzugsanstalt in Sachsen bietet zwischen drei und sieben verschiedene Ausbildungen an, wobei bfw (24 verwaltete Ausbildungen) und BAW (5 verwaltete Ausbildungen) die größten Anbieter sind, während sieben weitere Anstalten ein oder zwei verschiedene Ausbildungen organisieren und die Tischlerausbildung in der JVA Bautzen und die Bäckerumschulung in der JVA Dresden anstaltsintern organisiert werden. Die Teilnehmerzahlen reichen von kleineren Gruppen - insbesondere für die beiden JVA-verwalteten Programme mit jeweils 7 Teilnehmern - bis hin zu 55 Teilnehmern für die Maler/Lackierer Ausbildung in der JVA Zwickau und 69 Teilnehmern bei „Einstieg“ in der JVA Bautzen. Eine neu eingerichtete Ausbildung zum Koch in der JVA Bautzen ist in den vorliegenden Daten nicht enthalten, war aber mit bis zu 20 Plätzen geplant.

Die durchschnittliche Teilnehmerzahl pro Programm liegt bei 25, variiert aber auch von Anstalt zu Anstalt: Dresden mit nur drei Programmen und einer relativ geringeren Anzahl von Plätzen hat eine durchschnittliche Gruppengröße von 15, während Zwickau mit drei vergleichsweise großen Programmen eine durchschnittliche Gruppengröße von 40 hat. Ein Vergleich der Teilnehmerzahlen (Jahr 2023) mit der Zahl der Gefangenen im

geschlossenen Vollzug (ohne die Gefangenen in Untersuchungshaft, Stand Juni 2022) zeigt die unterschiedliche Relevanz von Ausbildungen als Beschäftigung zwischen den Anstalten: in den meisten Fällen machten die Teilnehmerplätze etwa 35 - 55% der Gesamtbelegung aus (z. B. in der JVA Waldheim mit 328 Gefangenen im geschlossenen Vollzug gab es 133 Teilnehmer in einer Ausbildung, 40,5%), in der JVA Dresden mit einer Belegung von 389 Strafgefangene gab es jedoch nur 46 Ausbildungsteilnehmer, was einer Quote von 11,8% entspricht. Dies spiegelt sowohl die deutlich höhere „Nichterwerbstätigkeit“ in der JVA Dresden wider, was sich auf den Schwerpunkt dieser Einrichtung in erster Linie auf Untersuchungshaft und kurze Haftstrafen bezieht.

Einige Branchen sind in den vorhandenen Ausbildungen stärker vertreten. So werden z. B. Maler/Lackierer und Lager/Logistik, Koch, Metall jeweils in zwei oder mehr Einrichtungen angeboten, wenn auch in einigen Fällen in unterschiedlichen Funktionen - z. B. bietet die JVA Waldheim sowohl „Modulare Qualifizierung Metall“ als auch „Umschulung Metall“ an. Andere Programme sind einzigartig, wie z. B. KfZ-Smart Repair in der JVA Bautzen, CNC/CAD („Computer Numerical Control / Computer-Aided Design“ dt. computergestützte numerische Steuerung / computergestütztes Konstruieren) in der JVA Waldheim, Bäcker in der JVA Dresden und Modenäherin in der JVA Chemnitz.

Von den 26 befragten Personen befanden sich zehn zurzeit in einem Ausbildungsprogramm. Diese Gruppe umfasste Teilnehmer:innen in vier verschiedenen Einrichtungen, wobei drei Befragte verschiedene Ausbildungen in der JVA Dresden, zwei in der JVA Waldheim und zwei in der JVA Regis Breitingen absolvierten. Mehrere weitere Teilnehmer:innen hatten entweder während ihrer aktuellen Inhaftierung oder während eines früheren Aufenthalts Ausbildungen abgeschlossen oder begonnen, ohne sie abzuschließen. Die tatsächlichen Programme variierten ebenfalls, wobei keine zwei Mitglieder derselben Gruppe teilnahmen, sondern sich einige Überschneidungen ergaben, mit jeweils zwei Teilnehmern, die eine Qualifikation in Metall(technik), Lager/Logistik und Gebäudereiniger anstrebten, wenn auch in jedem Fall in getrennten Einrichtungen. Die ‚ungewöhnlichste‘ Ausbildung, die in der Interviewstichprobe vertreten war, war die Ausbildung in der Bäckerei in der JVA Dresden.

In den Gesprächen mit den Gefangenen wurde die Ausbildung ähnlich wie andere Arbeitsformen dargestellt, wenn auch oft - wenn auch nicht immer - als zukunftsorientierter. Sven beschrieb, wie er mit einem „normalen Job“ anfing und dann seinen Weg zu einer Ausbildung im Metallbetrieb fand, obwohl er bereits umfangreiche Erfahrungen in einer ganz anderen Branche gesammelt hatte, und deckte damit viele der häufig genannten Gründe für die Arbeit im Gefängnis ab:

Also in erster Linie war es erstmal nur Arbeit, um einfach erstmal vom Haus runter zu kommen. In der U-Haft war ich ja da noch, wie gesagt, dort waren die

Aufschlusszeiten sehr mau... Da ging es mir erst einmal nur darum, Geld zu verdienen, um meinen Leuten draußen nicht auf der Tasche zu liegen und um auch rauszukommen von Station, halt was zu tun zu haben. ...und dann habe ich aber halt auch mitgekriegt, dass bei [Firma] mich das jetzt nicht wirklich herausfordert, man da nie weiterkommt, nichts Neues lernt. Und das war dann für mich der Grund. Ich kannte Leute, die halt bei [Bildungsträger] BfW sind durch Unterhaltung mit Gefangenen, dann durchs [Stations]Terminal... dann Informationen geholt, dann Anträge gestellt...Und dann Gespräche aufgenommen, sich das angeguckt dort und es hat einfach gepasst. Sonst hätte ich auch keine 1 in der Zwischenprüfung erreicht. Kann ja nicht so schlecht gewesen sein. (Interview mit Sven, S. 6)

Inwieweit die Ausbildung als „bildungsorientiert“ oder einfach nur als Arbeit angesehen wurde, war von Programm zu Programm sehr unterschiedlich und hing auch von den individuellen Erwartungen ab.

Es war auch viel Quatsch dabei, was man vielleicht nicht bräuchte, aber es gibt sehr viele Richtungen, wo man hingehen könnte. (Interview mit Peter, S. 9)

Andreas sah seine Ausbildung eher als arbeitsorientiert denn als reine Bildung, schätzte sie aber dennoch wegen ihres pädagogischen Nutzens und auch als Arbeit.

Also am Anfang ist es so... Hauptsache Arbeit. Das ist schon sehr wichtig. Durch die Ausbildung habe ich sogar eine gewisse Selbstverwirklichung, was sonst bei der anderen Arbeit fehlt. Da geht es darum, ich habe was zu tun, ich komme aus der Zelle raus, weil die ist ja normalerweise drei Stunden nur geöffnet am Tag. Also hast du natürlich den Vorteil, du bist früh von um sieben bis um drei im Schnitt draußen außerhalb der Zelle und kannst dich mit anderen Gefangenen unterhalten, hast was zu tun, hast Ablenkung, es beruhigt dich. Und dann kommt natürlich noch das Geld dazu. (Interview mit Andreas, S. 11)

Selbst wenn Strafgefangene weniger Geld verdienen - Andreas zum Beispiel berichtete, dass er in seinem früheren Job als Qualitätsprüfer etwa 360 bis 380 Euro im Monat verdiente, während seiner Ausbildung jedoch nur 250 bis 260 Euro -, sahen viele, die eine Ausbildung absolvierten, dies als akzeptablen Kompromiss an, da sie eine interessantere und abwechslungsreichere Arbeit hatten, häufig ein positiveres Arbeitsumfeld, da unmotivierte oder störende Personen nicht lange bleiben, und potenzielle langfristige Vorteile in Form einer Qualifikation.

5 Unterschiedliche Konstellationen der Arbeitserfahrungen

Die Ziele und die Motivation für die Arbeit variierten, obwohl, wie Hartenstein et al. (2020) (vgl. Ullmann et al., 2025) zuvor festgestellt haben, die angegebenen Ziele oft unmittelbarer und praktischer in Bezug auf das „Gefängnisleben“ waren als zukunftsorientiert. Die Art und Weise, wie die derzeitige Arbeit im Gefängnis mit früheren und zukünftigen beruflichen Laufbahnen zusammenhängt, kann jedoch in vier grundlegende Kategorien unterteilt werden. Diese Unterscheidungen können auf der Grundlage des Ausmaßes getroffen werden, in dem die Form der Beschäftigung mit früheren Arbeitserfahrungen, Qualifikationen oder zukünftigen Arbeitsplänen zusammenhängt, und/oder des Ausmaßes, in dem die arbeitenden Gefangenen die Arbeit hauptsächlich im Hinblick auf unmittelbare Bedingungen und Belohnungen bewerten. Arbeit - insbesondere qualifizierte oder spezialisierte Aufgaben - wurde oft einfach als Fortsetzung der vorherigen Arbeit angesehen. Für andere war sie eine Möglichkeit, Erfahrungen und Qualifikationen zu sammeln, was oft mit der Unsicherheit zusammenhing, nach der Entlassung einen angemessenen Arbeitsplatz zu finden. Viele nutzten ihre Zeit im Gefängnis, um sich neu zu orientieren - manchmal in Verbindung mit der Unmöglichkeit, in ihren früheren Beruf zurückzukehren, während andere mit wenigen verwertbaren Fähigkeiten ins Gefängnis kamen. Einige suchten nach der Inhaftierung einfach eine Veränderung und sahen es als Gelegenheit, einen neuen Beruf auszuprobieren. Viele wählten ihre Beschäftigung jedoch in erster Linie danach aus, inwieweit sie die „Schmerzen der Haft“ lindern, die Zeit überbrücken und ein gewisses Maß an Komfort im Gefängnis ermöglichen könnte.

5.1 Fortführung der bisherigen Laufbahn

Für viele war das Gefängnis eher eine vorübergehende Unterbrechung (mit unterschiedlichem Ausmaß der Unterbrechung). Dies war häufig die Erfahrung von Erstinhaftierten, die bereits Berufserfahrung gesammelt hatten und in stabilen Beziehungen lebten, häufig mit einem Partner und Kindern, und die keine Bedenken hatten, nach der Entlassung eine Arbeit finden zu müssen.

Damit die Arbeit im Gefängnis eine Fortsetzung der bisherigen Arbeit darstellt, musste natürlich eine Arbeit angeboten werden, die diesem Zweck dienen konnte, was in der Regel nicht der Fall war. Dies war am häufigsten bei spezialisierten Arbeiten der Fall, die eine bestehende Ausbildung für einzelne Betriebe mit einer geringen Anzahl von Arbeitsplätzen erforderten - Automechaniker, oder in anderen Fällen Arbeitsplätze für einen Meister. In einigen Fällen wurde auf eine Ausbildung in einem verwandten

oder ähnlichen Bereich hingearbeitet (ohne diese unbedingt abzuschließen): In mindestens einem Fall wurde an einer Ausbildung gearbeitet, die mit einer bereits abgeschlossenen identisch war. Diese Arbeit (wie auch in den Fällen, in denen einer von ihnen ähnliche Tätigkeiten ausübte) wurde mit dem Argument gerechtfertigt, dass es in vielen Berufen notwendig ist, auf dem Laufenden zu bleiben und sich weiterzubilden - dies wurde in der Autoreparaturwerkstatt besonders hervorgehoben, war aber in vielen anderen Arbeitsformen zumindest angedeutet. Arbeitende Gefangene, die diese Erfahrung gemacht haben, gelten wohl am wenigsten als „hohes Rückfallrisiko“ - viele von ihnen sind Ersttäter, was sich darin widerspiegelt, dass sie vor ihrer Inhaftierung in der Regel eine langfristige Stabilität erfahren haben, und unabhängig von ihren Straftaten werden sie von früheren oder potenziellen Arbeitgebern in der Regel nicht als ausreichendes Risiko (im Sinne einer unmittelbaren Gefahr oder eines „Vertrauensverlusts“ bei den Kunden usw.) angesehen. Die Arbeit wurde in diesem Fall vor allem deshalb geschätzt, weil sie einer „normalen“ Arbeit draußen nahe kam (wenn auch nicht ganz entsprach).

Also die Werkstatt kann man eigentlich vergleichen mit draußen, ist wie eine Werkstattdraußen. Wir machen alles genauso wie draußen. Die Werkzeuge sind alle gleich, die Arbeitsgerätschaften, die wir haben, sind alle gleich. Das Einzige was sich ebenverändert, frühst gibt der Meister die Werkzeuge aus und abends müssen die halt auch alle wieder da sein. (Interview mit Florian, S. 3)

Das Vertrauen, das den Gefangenen in diesen Bereichen entgegengebracht wird, um selbständig zu arbeiten, wurde sehr geschätzt. Die Tatsache, dass die Gefangenen über Fachwissen verfügten und als fähig angesehen wurden, komplizierte Aufgaben mit minimaler oder gar keiner Aufsicht zu erledigen, war zwar nicht einzigartig für diese Art von Arbeit, trug aber dazu bei, dass sie die Arbeit im Gefängnis insgesamt als positiv ansahen. Viele gaben an, dass ihre Arbeit bei weitem der angenehmste Teil des Tages sei, insbesondere weil man manchmal vergessen könne, dass man inhaftiert sei.

Also wenn jetzt ständig jemand hinter mir stehen würde und würde mir auf die Finger gucken, dann würde ich sagen, ich weiß nicht, wozu ich hier die Ausbildung gemacht habe. Also ein bisschen Vertrauen muss schon... ist ja auch da, das Vertrauen, definitiv. (Interview mit Florian, S.12 - 13)

Hier lohnt es sich zu hinterfragen, inwieweit die Arbeit in diesem Fall eine Rolle bei den unterschiedlichen Vorstellungen von „Resozialisierung“ spielt. Wie bereits angedeutet, wurde die Erfahrung im Gefängnis in Bezug auf die Arbeit oft eher als „Auffrischung“ oder „auf dem Laufenden bleiben“ denn als Neuorientierung gesehen, wobei die Gefangenen erwarteten, mehr oder weniger in ihr „richtiges“ Leben zurückzukehren, das sich nur minimal von der Zeit vor ihrer Inhaftierung unterscheidet. Der Schwerpunkt lag

hier weitgehend auf dem „Zeitvertreib“, obwohl die Arbeit an sich als erfüllend angesehen wurde.

Einige der Befragten fallen ebenfalls in diese Kategorie, auch wenn sie sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht haben - einige Gefangene hatten mehrere Strafen verbüßt, konnten aber zwischen den Haftstrafen relativ stabile Arbeitszeiten - oft in Selbstständigkeit - vorweisen und waren in der Lage, innerhalb des Gefängnisses eine ähnliche Arbeit zu finden, z. B. als Handwerker oder nach Abschluss einer Ausbildung, die zumindest als technische Qualifikation praktisch überflüssig war. In diesen Fällen waren die unmittelbaren Aussichten nach der Entlassung weniger klar - nach 10 Jahren Haft ist es schwer vorstellbar, dass man einfach in sein „früheres Leben“ zurückkehren kann (vor allem, wenn man bedenkt, dass jede Straftat, die zu einer derartigen Strafe führen kann, das soziale Umfeld weiter stört). Die wenigen Befragten, die sich in diese Kategorie einordnen ließen, sahen sich jedoch nach wie vor als arbeitsfähig an, und zwar in der Regel in Branchen oder Arbeitsbereichen, in denen ihre Kompetenz ihrer Meinung nach ihre kriminelle Vergangenheit bei weitem überwiegt. Ein größeres Problem war hier die längerfristige Planung des Ruhestands aufgrund fehlender Rentenzahlungen für längere Zeiträume und in einigen Fällen die Schwierigkeiten bei der Rückkehr zu einer Vollzeitbeschäftigung, obwohl sie älter als die meisten neuen Arbeitnehmer sind.

5.2 Sammeln von Erfahrungen und Qualifikationen

In einigen Fällen waren die Möglichkeiten, die sich im Rahmen der JVA boten, trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten von unmittelbarem Nutzen für den Einzelnen. Einige der Befragten absolvierten oder absolvierten Ausbildungen in Bereichen, in denen sie zuvor ohne formale Ausbildung gearbeitet hatten oder die sie zuvor aufgegeben hatten. Dies spiegelte in gewisser Weise ein ideales Modell wider, bei dem das Interesse an der spezifischen Art der Berufsausbildung bereits offensichtlich war und der Gefangene bereits entsprechend motiviert war, sie zu absolvieren, da er beabsichtigte, nach der Entlassung in der gleichen Branche (wenn auch nicht in genau der gleichen Tätigkeit) zu bleiben. Die Befragten in der JSA Regis-Breitingen, die natürlich deutlich jünger waren als die Interviewpartner in den anderen Einrichtungen, tendierten eher zu dieser Orientierung, bei der sie die Notwendigkeit sahen, formale Qualifikationen entweder im Rahmen einer schulischen Ausbildung oder einer Ausbildung zu erwerben, und in der Regel über einige Erfahrungen in bestimmten Branchen verfügten, in denen sie bleiben wollten.

Dies war auch bei älteren Gefangenen der Fall, sowohl bei Erst- als auch bei Wiederholungstätern, die über keine nennenswerte formale Arbeitserfahrung verfügten. Dies

stellt in gewisser Weise eine andere Art von Ideal in Bezug auf die Resozialisierung dar, wobei die Gefangenen die Notwendigkeit erkennen, sich nach der Entlassung „beschäftigungsfähig“ zu machen. Die älteren Straftäter, die diesem Modell entsprachen, verbüßten in einigen Fällen auch ziemlich lange Haftstrafen für schwere Straftaten und sahen daher die Notwendigkeit, sowohl ihren Mangel an nennenswerter Berufserfahrung als auch die verfügbare Zeit durch eine ausreichende Ausbildung zu kompensieren, um überhaupt einen Arbeitsplatz finden zu können: In diesen Fällen wurde in der Regel die Qualifikation selbst und nicht die Erfahrung als notwendig erachtet, obwohl auch dies von Fall zu Fall variierte.

Sven zum Beispiel war sich nicht sicher, ob er in seinen früheren Beruf zurückkehren würde - er war zum Zeitpunkt seiner Inhaftierung arbeitslos, nachdem er mehrere Jahre lang selbständig gewesen war. Er hielt es für die sinnvollste Option, eine Ausbildung zu absolvieren, nicht so sehr, um sich neu zu orientieren, sondern einfach, um mehr Möglichkeiten zu haben, offene Stellen und Chefs zu finden, die bereit sind, einem relativ unerfahrenen ehemaligen Strafgefangenen eine Chance zu geben. Seine unmittelbaren Prioritäten nach der Entlassung waren dagegen sehr viel praktischer:

Ob ich [die vorherige Arbeit] jetzt genau wieder mache, das kann ich jetzt gar nicht sagen... wenn man jetzt rauskommt, muss man halt wahrscheinlich nehmen, was man kriegen kann... Ich arbeite jetzt hier drin, mache ja jetzt diese Ausbildung beziehungsweise Umschulung in dem Moment, habe dann ja Anspruch auf Arbeitslosengeld. Diese Zeit, dieses eine Jahr würde ich gerne nutzen, das Arbeitslosengeld zu nutzen, meinen Führerschein zurückzubekommen. Ich muss ja draußen auch erstmal ankommen. Also wenn jetzt jemand hier mit dieser rosa Vorstellung kommt, dass er sagt, okay, ich gehe hier raus, gehe da in die Arbeit... da braucht mir keiner was erzählen, das wird nicht funktionieren. Man muss ja draußen erstmal ankommen. (Interview mit Sven, S. 15)

5.3 Neue Orientierung

In der Gruppe der Gefangenen, die für Interviews zur Verfügung standen, waren diejenigen unterrepräsentiert, die sich beruflich völlig neu orientieren wollten, sei es aufgrund mangelnder Erfahrung, weil sie nicht in ihren früheren Beruf zurückkehren konnten, oder aufgrund des verinnerlichten Wunsches nach einer bedeutenden Veränderung im Leben. Ein Befragter, der über umfangreiche Berufserfahrung und eine spezielle Ausbildung im IT-Bereich verfügte, erzählte, dass er sich aufgrund seiner früheren Inhaftierung im Wesentlichen von seinen früheren Plänen, ein Familienunternehmen zu übernehmen, verabschiedet hatte. In der Zeit zwischen den Inhaftierungen hatte er in verschiedenen Jobs gearbeitet, in der Regel befristet oder kurzfristig, aber während

seiner zweiten Inhaftierung wurde ihm klar, dass er einen festen Plan brauchte. Schon früh während seiner Inhaftierung hatte er die Möglichkeit erörtert, eine Stelle in einem Unternehmen anzunehmen, in dem bereits ein Freund von ihm arbeitete, im Wesentlichen eine Büroarbeit. Er hatte allgemeine, aber ernsthafte langfristige Pläne für seine berufliche Laufbahn, obwohl die Bereiche, für die er sich in erster Linie interessierte (Wirtschaft und Buchhaltung), nicht etwas waren, in dem er innerhalb des Gefängnisses viel Ausbildung oder Erfahrung sammeln konnte: Er sah die Entwicklung einer neuen Orientierung als etwas, das mehr mit der persönlichen Ausrichtung zu tun hatte, obwohl er in einer ähnlichen organisatorischen Funktion innerhalb einer JVA-Arbeitsstelle gearbeitet hatte und dies als nützliche Erfahrung ansah, auch wenn es nicht etwas war, das er (unbedingt) in seinen Lebenslauf aufnehmen wollte.

Einige Personen mit mehreren Inhaftierungen sahen dies als notwendigen Schritt zur Verbesserung ihrer Perspektiven - ein Befragter mit zwei früheren Inhaftierungen, der derzeit eine kürzere Strafe für eine Ersatzstrafe verbüßt, sah sich selbst als „vollständig resozialisiert“ und betrachtete die derzeitige Situation eher als unglückliches, aber unvermeidliches Ergebnis der Störungen, die durch frühere Inhaftierungen verursacht wurden. Er äußerte sich jedoch positiv über seine derzeitige und frühere Inhaftierung und gab an, dass er erst bei seiner zweiten Verurteilung die Notwendigkeit sah, sein Leben zu ändern („bei mir hat es auch im Kopf klick gemacht“), und dass er nach seiner zweiten Inhaftierung in der Lage war, eine feste Arbeit zu finden - seine anschließende Verhaftung aufgrund der Ersatzstrafe machte dies jedoch zunichte, und infolgedessen hielt er es nun für ratsam, seine Fähigkeiten zu erweitern.

Benjamin zum Beispiel berichtete, dass er aus gesundheitlichen Gründen (die er auf seine Zeit bei der Bundeswehr und später auf einen Autounfall vor seiner ersten Inhaftierung zurückführte) eine neue langfristige berufliche Tätigkeit aufnehmen musste. Er hatte einige Erfahrungen in einem neuen Beruf im Bereich der Lageristik gesammelt, der nichts mit der zuvor absolvierten Ausbildung oder seinen früheren Berufserfahrungen zu tun hatte, und arbeitete nun in einem verwandten Beruf innerhalb des Gefängnisses, obwohl er nicht erwähnte, dass er eine Ausbildung anstrebte. Er berichtete, dass er in einer früheren Haftanstalt mehrere Jahre lang in einem anderen Beruf gearbeitet hatte. Diese Arbeit empfand er jedoch als im Allgemeinen unbefriedigend und eintönig, auch wenn sie manchmal anstrengend war. Aufgrund der Staubbelastung in der Luft erkannte er zudem ein langfristiges Gesundheitsrisiko. Er fügte hinzu: „Habe da aber drei Jahre zehn Monate durchgehalten, habe meine Arbeit gemacht“ (Interview mit Benjamin, S. 7). Als ihm jedoch nach seiner Rückkehr in dieselbe Haftanstalt eine Stelle angeboten wurde, lehnte er diese ab und wartete auf ein besseres Angebot. Er beschrieb seine derzeitige Arbeit in der Möbeltischlerei im Wesentlichen als Traumjob, da sie mehr Verantwortung und mehr Abwechslung biete und er im Falle einer Verle-

gung in den offenen Vollzug dort weiterarbeiten könne, wenn auch in einer anderen Funktion (Auslieferung und Montage von Möbeln vor Ort). Benjamin sah diese Arbeit als nützliche persönliche Entwicklung an: Er berichtete, dass er die Idee, einen Antrag auf vorzeitige (Zweidrittelzeit) Entlassung zu stellen, abgelehnt habe, da er davon ausgegangen sei, diese ohnehin nicht zu erhalten, und erklärte, dass der offene Vollzug für ihn persönlich einen besseren Übergang darstelle. Er hatte Pläne, in seinen früheren (externen) Job zurückzukehren, den er technisch gesehen nie verloren hatte, aber der Vertrag „ruht“. Er war nicht der Ansicht, dass die derzeitige (oder frühere) Inhaftierung eine große Rolle dabei spielte, ob er an seinen früheren Arbeitsplatz zurückkehren konnte oder ob er überhaupt einen Arbeitsplatz fand.

Ein wichtiger Faktor der von vielen, wenn auch bei weitem nicht von allen Befragten geteilt wurde war, dass sich der Tag während der Arbeit „normal“ anfühlte und man die Belastungen der Inhaftierung bzw. die „Schmerzen der Inhaftierung“ (Sykes, 1958) weniger deutlich spürte. Patrick erlitt ebenfalls einen Unfall und eine schwere Verletzung, die dazu führten, dass er seinen früheren Beruf nicht mehr ausüben konnte. Er beschrieb, dass er zunächst „richtig gutes Geld verdient“ und „eine richtig gute Familie gehabt“ habe, um dann ein Drogenproblem zu entwickeln und in die Beschaffungskriminalität abzugleiten. Wie er erzählte, war er während seiner vorherigen Inhaftierung aufgrund eines Justizirrtums, der ihn von den meisten Resozialisierungsprogrammen ausschloss, technisch in der Untersuchungshaft registriert, und „keine Entlassungsvorbereitung, keine Lockerung, gar nichts und keine Zusammenarbeiten“. Er führte seine vorzeitige Entlassung (auf Bewährung) eher auf die Belastungen der Anstalt während der COVID-19-Pandemie als auf seine Eignung für eine vorzeitige Entlassung zurück und behauptete, dass er während der Pandemie mehr damit beschäftigt war, clean zu werden, als einen Arbeitsplatz zu finden, und dass er letztlich keinen Erfolg bei der Suche nach einem Therapieprogramm hatte. Unter Bezugnahme auf sein vorheriges „stabiles“ Leben und den Schock, den er erlebte, als er das Gefängnis mit fast keinen Ressourcen und wenig Unterstützung verließ, beschrieb er seine Interaktionen mit den Behörden und die Notwendigkeit, unzählige Formulare auszufüllen, als schwierig, sich daran zu gewöhnen. Während seiner jetzigen Inhaftierung habe er vom ersten Tag an versucht, sein Drogenproblem in den Griff zu bekommen, und einen Platz in einer Therapiestation erhalten, woraufhin er sich um Arbeit bemüht habe. Er war jedoch mit den gefundenen Stellen unzufrieden und begann schließlich seine jetzige Ausbildung zum Gebäudereiniger. Dennoch war er nicht entschlossen, die Ausbildung abzuschließen, da er sich auf seine beiden bereits abgeschlossenen Ausbildungen berief, aber er sah die aktuelle Ausbildung dennoch als einen nützlichen Weg an, „die Zeit zu nutzen, so dass du hier nicht verblödest und nicht auf komische Gedanken kommst“ (Interview mit Patrick, S. 5).

Neuorientierungen waren jedoch nicht auf diejenigen beschränkt, die keine unmittelbaren Aussichten hatten oder neue Formen der Arbeit finden mussten. Mehrere der „stabilsten“ Befragten (im Sinne von tragfähigen Karrierewegen und externer familiärer Unterstützung) berichteten, dass sie Arbeitsplätze oder Berufsausbildungen in erster Linie deshalb annahmen, weil sie interessant oder einzigartig schienen, ohne die ernsthafte Absicht, tatsächlich in dem betreffenden Bereich zu arbeiten, nur um dies später als zumindest zweitrangige Möglichkeit zu erwähnen. Andreas absolvierte eine Ausbildung zum Bäcker, obwohl er einen „seriösen“ Job hatte, zu dem er zurückkehren konnte, und ein gutes Verhältnis zu seinem Chef hatte, und erwähnte mehrmals die Möglichkeit, „sein Leben zu ändern“, um nach der Entlassung als Bäcker zu arbeiten, obwohl er zugab, dass es realistischer wäre, Bäcker als potenzielle Kunden in seiner zukünftigen Arbeit einfach stärker anzusprechen, da er ihre Arbeit (und Schlafzeiten) besser versteht. Es wurde jedoch auch die Sorge geäußert, dass nicht jeder die Zeit hat, seine Arbeitsfähigkeiten zu entwickeln:

Ich denke nicht, dass es überall so sein kann. Weil zumindest [in der Stelle] wo ich war, da waren ja bloß die, die schon ein bisschen länger hatten. Und das sind oftmals die, die fast schon auch draußen mit beiden Beinen im Leben standen oder hier schon so viel Zeit verbracht haben, sich auch ein bisschen zu fangen und da auch ein bisschen generell ein anderer Umgang mit Geld da war. (Interview mit Jan, S. 5)

5.4 Komfort sichern

Einige Beschäftigungen im Gefängnis wurden ausdrücklich als hauptsächlich für das Gefängnis relevant bezeichnet. Obwohl es sich dabei oft um eine individuelle Identifizierung handelte - z. B. wenn Gefangene eine Ausbildung in erster Linie als „etwas zu tun“ und nicht als Karriereweg anstrebten - wurden einige spezifische Berufe durchweg auf diese Weise dargestellt. Dazu gehörte vor allem der Hausarbeiter, eine Arbeit, die geschätzt und respektiert wurde und ein gewisses Maß an Kompetenz erforderte, zumindest in Bezug auf „Selbstständigkeit“, Verantwortung und Planung, die aber fast durchgängig als nicht relevant für die Arbeit außerhalb des Gefängnisses angesehen wurde. Dies liegt zum Teil daran, dass die Arbeit selbst bereits die erforderlichen Fähigkeiten erforderte und selten, wenn überhaupt, als eine Form der „Verbesserung“ genutzt wurde. Die Tätigkeit als Hausarbeiter wurde (uneinheitlich) als auf ein Jahr begrenzt angegeben. Die als Hausarbeiter tätigen Gefangenen sahen sich selbst als „Hand in Hand mit den Bediensteten“ arbeitend, wobei die Bewegungsfreiheit als ein großer Vorteil angesehen wurde. Die Freiheit der Arbeit - die Möglichkeit, die Aufgaben im Laufe des Tages nach Bedarf/Wunsch zu strukturieren - war für einige auch ein

Nachteil, die nach ihrer Erfahrung als Hausarbeiter eine Arbeit mit normaleren Zeitplänen anstrebten, bei der die Arbeitsverantwortung mit dem Ende der Schicht endet.

Die Arbeit in der Küche und in der Wäscherei war oft als wenig relevant außerhalb des Gefängnisses, aber potenziell als sehr geeignete Jobs während des Gefängnisses bezeichnet. Einige Ausbildungen - insbesondere die zum „Gebäudereiniger“ - wurden oft auf die gleiche Weise gesehen, nämlich als lohnende und angenehme Arbeit innerhalb des Gefängnisses, aber mit viel weniger Relevanz für das Leben nach der Entlassung.

Die Vorstellung, dass die Arbeit im Gefängnis in erster Linie ein Mittel ist, um Komfort und ein gewisses Maß an Unabhängigkeit innerhalb des Gefängnisses zu gewährleisten, war weit verbreitet. Auf die Frage nach den Gründen für die Wahl bestimmter Jobs oder für die Arbeit überhaupt, setzten die Befragten in der Regel das Nichtarbeiten mit „Rumgammeln“ gleich und sahen in der Arbeit lediglich eine Möglichkeit, tagsüber aus dem Haftraum herauszukommen, während sie gleichzeitig betonten, dass das verdiente Geld ein gewisses Maß an Komfort gewährleisten und die Abhängigkeit von anderen (sei es von der Familie oder von anderen Gefangenen) verringern könnte. Dass die Arbeit im Gefängnis Fähigkeiten vermitteln oder Erfahrungen mit langfristiger Relevanz bieten könnte, wurde nur selten geäußert, und selbst dann in erster Linie von denjenigen, die ihre Arbeit im Gefängnis als Fortsetzung einer früheren Arbeit außerhalb des Gefängnisses betrachteten.

Ich habe in all den Jahren einmal Taschengeld bekommen. Das war so der Anfang, wo ich noch keinen Job hatte, und dann hatte ich immer einen Job. Dann hatte ich immer Arbeit und das kam für mich jetzt nie in Frage oder ich musste es nie in Anspruch nehmen im Endeffekt. Aber ich könnte mir nicht vorstellen, wie ich mit diesen 40 oder 45 Euro im Monat klarkommen sollte. Weil klar, ich kriege Essen, ich kriege hier Trinken und ich werde hier garantiert nicht verhungern, aber man will ja auch diese Zeit so angenehm wie möglich machen. Das heißt, meine Musik-CD, ich kaufe mir ganz oft, fast jeden Monat, Musik-CDs ganz einfach. (Interview mit Tim, S. 20 - 21)

Die Arbeit war häufig aber eher nur ein Zeitvertreib:

Naja, ich bin ganz froh, wenn ich früh aufstehe und auf Arbeit gehe, dann geht der Tag auf jeden Fall schneller rum. (Interview mit Moritz, S. 5)

Teilweise wurden sehr individuelle Gründe für bestimmte Aktivitäten genannt. Moritz arbeitete zum Beispiel auf eine Ausbildung hin, die er während seiner Haft nicht abschließen konnte:

Ich mache es eigentlich hauptsächlich erstens, damit ich beschäftigt bin und weil draußen mein Kindergeld läuft. Es war ein ziemliches Gerenne, also Rumgerenne, das zu beantragen. Wenn ich jetzt keine Ausbildung hier drin machen würde, müsste ich das wieder abmelden und dann, wenn ich rauskomme, wieder anmelden. Und so läuft das halt einfach flüssig weiter. Das ist eigentlich der Hauptgrund, warum ich jetzt eine Ausbildung mache. (Interview mit Moritz, S. 1)

Er arbeitete auf eine Ausbildung zum Gebäudereiniger hin. Wie andere in diesem Programm, beschrieb er es als mehr praktisch als theoretisch, mit Kursarbeit in erster Linie verwendet, um die anderen zu füllen, wenn es keine Arbeit zu tun war.

Naja, also ich muss sagen, die Ausbildung an sich, ich würde zum Beispiel draußen das nicht machen, also ich mache die halt wirklich nur hier. Wenn ich draußen wäre, dann hätte ich andere Möglichkeiten auf jeden Fall. Dann würde ich mich auch für andere Möglichkeiten entscheiden. Es ist jetzt nicht wirklich sehr herausfordernd auch, dies schulischen Sachen, also es ist jetzt nicht wirklich sehr schwer. (Interview mit Moritz, S. 3)

Trotz seines generellen Desinteresses an dieser Art von Arbeit fand er alle Aspekte rund um die Arbeit geeignet:

Es ist ein angenehmes Klima auch in der Gruppe, wir sind nicht so viele, es ist ruhig, wir machen auch viel, wir kochen alle zwei Wochen zum Beispiel. Es ist eigentlich ganz angenehm, ich bin zufrieden damit. (Interview mit Moritz, S. 3 - 4)

Die Arbeit wurde auch oft als ein moralisches Gut an sich angesehen. Häufig wurde eine deutliche Kluft zwischen denen, die arbeiten, und denen, die nicht arbeiten, festgestellt. In einigen Fällen wurde zwar dargelegt, dass manche Menschen arbeiten wollen, aber nicht können (aufgrund fehlender Stellen oder angeblich wegen mangelnder Kompetenz), aber diese Menschen wurden mit mehr Verständnis betrachtet als diejenigen, die nicht arbeiten wollen.

6 Arbeit, Normalität und Zusammenleben

Die Qualität der Arbeit in den Gefängnissen wird seit langem kritisiert, sowohl wegen der geringen Bezahlung als auch wegen der Art der Arbeit. Kett-Straub (2014, S. 885) schrieb, dass „Die den Gefangenen angebotene Arbeit ist außerdem oftmals so monoton wie die Bezahlung dafür schlecht ist“.

Im Gegensatz dazu äußerten sich die meisten Befragten bei dem aktuellen Projekt positiver über die von ihnen ausgeführte Arbeit. Zwar wurden einige Tätigkeiten als langweilig und eintönig beschrieben, doch beschränkten sich diese Beschreibungen im Wesentlichen auf frühere Tätigkeiten, die der Sprecher verlassen hatte und die häufig mit Qualitätskontrolle in Verbindung gebracht und als „Fließbandarbeit“ beschrieben wurden.

Die meisten Befragten äußerten sich positiv über ihre derzeitige Arbeit, insbesondere diejenigen, die einen früheren Arbeitsplatz bewusst für ihre jetzige Tätigkeit verlassen hatten. Der wichtigste Punkt bei der Bewertung des Arbeitsplatzes schien in erster Linie zu sein, inwieweit sich der Arbeitsplatz nach verschiedenen Maßstäben wie „echte Arbeit“ anfühlt, einschließlich des Ausmaßes, in dem er einem äußeren Arbeitsplatz nahe kommt oder ihn widerspiegelt. Ein positives Arbeitsklima und gute Beziehungen sowohl zu den Kollegen als auch zu den Vorgesetzten/Personal waren ebenfalls wichtig. Dennis lobte seine derzeitige Arbeit im Metallbereich:

Naja, ist halt, ich sag mal, ein normaler Beruf, ein normaler Job, was wir halt machen. Ganz normale Arbeit. Fetzt eigentlich. Das ist halt wie auch, ich sag mal, wie eine... klingt doof jetzt, aber wie eine kleine Familie, wenn man ein bisschen miteinander arbeitet. Da lernt man sich halt auch kennen, auch gerade über die Arbeit. (Interview mit Dennis, S. 1)

Viele Aussagen betonten einfach, dass Arbeit etwas sei, das man tun müsse, oder eine Möglichkeit, aus dem Nachsitzen herauszukommen. Geld zu verdienen wurde dabei entweder als willkommener Zusatz oder als absolute Notwendigkeit dargestellt.

Also sagen wir es mal so, ich freue mich an jeden Morgen darüber, dass es einen Tag weniger geworden ist, den ich dann hier drin verbringen werde, und ansonsten tatsächlich auf die Arbeit, weil ich komme dann raus von der Station, ich sitze nicht den ganzen Tag auf der Zelle. Und ich meine, ich kann mir noch ein bisschen Geld ansparen für draußen und zusätzliches Geld, um auch ein bisschen was einkaufen zu gehen. Genau, also das sind so die zwei Sachen, auf die ich mich tatsächlich freue, wenn ich aufstehe. (Interview mit Finn, S. 6 -7)

Albert betonte, dass für ihn vor allem das Arbeiten im Freien zählte, weniger der Lern- oder Qualifikationsaspekt:

Vorteil ist, ich wollte deswegen rausgehen, man hat draußen ein bisschen Sonne, man kommt aus den Häusern raus. Man ist nicht nur in den Häusern. Wenn du in deiner Zelle sitzt und zum Arbeiten drinnen, sondern du bist draußen und dafür hat man dann eben mal ein bisschen braune Haut. (Interview mit Albert, S. 3)

Im Gegensatz zu vielen oder sogar den meisten Befragten sah er seine eigene Arbeit im Gefängnis im Wesentlichen als sinnlos und nur wegen des Vorteils, im Freien zu sein, als lohnenswert an, insbesondere im Vergleich zu längeren Einschlusszeiten. Er betonte jedoch, dass sie weder in Bezug auf die Komplexität oder die Verantwortung an „echte“ Arbeit herankomme, noch dass er wertvolle Fähigkeiten erlernen könne. Als ehemaliger Unternehmer, der bereits Karrierepläne für die Zeit nach der Entlassung hatte, war er jedoch nicht sonderlich an den Aspekten der Gefängnisarbeit interessiert, die über den Zeitvertreib hinausgingen. Er betrachtete vor allem seine Position als weitgehend „Notlösung“: Für Dennis wurde Arbeit explizit als Teil einer normalen Alltagsroutine verstanden:

Also wie gesagt, du gehst arbeiten, dann ist es nicht auch ich muss unbedingt hier raus, sondern dann ist es, wie es auch draußen ist, ich gehe arbeiten. (Interview mit Dennis, S. 6)

Alex und Patrick teilten ihre (arbeitenden) Mitgefangenen in zwei Kategorien ein: in diejenigen, die kompetent arbeiteten, und diejenigen, die eher Probleme verursachten, sowohl bei der Arbeit als auch bei zwischenmenschlichen Konflikten:

Also einige können wirklich arbeiten und manche, die, weiß ich nicht, ob die da fast... Dann gibt's wieder dazwischen welche, denen hilfst du dann, und dann kommt wieder einer dazwischen, der auch noch so hämisch ist...Die einem dann dumme Fragen stellen und einen dann noch provozieren wollen, nur damit man seinen Job verliert.

So einem möchte ich dann gerne zum Beispiel eine Falle bauen und das Bein stellen... An sich herrscht aber ein guter Zusammenhalt [in der Ausbildung]. Aber es gibt halt auch immer mal wieder „Experten“, die es übertreiben. Und die verlieren dann einfach ihre Arbeit. (Interview mit Alex, S. 7)

Ich sehe das bei manchen, die wollen es, aber die können es nicht so richtig. Da haben wir welche dabei, die sagen, ist mir doch egal, wir machen unser Ding. Wir sind... neun Mann, zwei Gruppen. Die wir-egal-Gruppe und meine Gruppe. Ich bin da ein bisschen mit dabei, mir macht das Spaß, dass ich das mit vermitteln kann... Themen durchzugehen für die Prüfung. Das macht mir Spaß. Und ich will, dass ich

eine Herausforderung habe, weißt du? Dass ich hier nicht verdumme. (Interview mit Patrick, S. 5)

Interviewteilnehmer:innen gaben ziemlich häufig an, dass die „Gefangenengemeinschaft“ weitgehend gespalten sei, dass Freundschaften im Gefängnis eher die Ausnahme als die Regel seien und dass man bestenfalls mit anderen auskommen könne. Soziale Interaktionen beschränkten sich oft auf kleinere Gruppen, zu denen manchmal auch Arbeitskollegen gehörten, die sich aber im Allgemeinen auf die Stationen konzentrierten, wobei die Tatsache, dass ein Arbeitskollege auf der gleichen Station wohnte, manchmal als Bonus angesehen wurde. Uwe bezeichnete sich selbst als „Einzelgänger“, seine Beschreibung des sozialen Lebens ähnelt jedoch der vieler anderer:

Und dann bin ich auch immer, was andere machen, bin ich kein Freund davon. Also welche, die ich hier drin kennenlerne, mit denen muss ich mich draußen nicht treffen. Das ist nicht meins. Es ist gut, ich kenne ja 3-4 Leute, die sind wunderbar, mit denen kann man auch mal normal reden. Das ist schon schwierig in Haft, welche zu finden, mit denen man normale Konversationen führen kann. (Interview mit Uwe, S. 19)

In vielen Fällen wurde dies jedoch mit dem „normalen“ Leben außerhalb der Arbeit in Verbindung gebracht: Soziales Leben oder Freundschaften können sich mit der Arbeit überschneiden, müssen es aber nicht zwangsläufig, und der Aufbau enger Freundschaften mit Kollegen (oder die Suche nach einem Arbeitsplatz, an dem man bereits Freunde hat) wurde weniger häufig als Ziel hervorgehoben, als einfach ein positives Arbeitsklima. Manchmal konnten sich die kleinen Gruppen jedoch als stressig erweisen, selbst wenn sich die Mitarbeiter gut verstanden. Die Tatsache, dass die Gefangenen ihre Kollegen entweder nur bei der Arbeit sahen oder, wenn sie sich einen Arbeitsplatz teilten, sie den ganzen Tag über sahen, erinnerte ebenfalls daran, dass sie im Gefängnis waren. Andreas sah seine Ausbildungsgruppe von sechs auf zwei Teilnehmer schrumpfen:

Also ja, es ist natürlich manchmal schwierig, wenn man zu zweit ist. Es ist natürlich dann so im Unterricht, du bist ständig dran, was einerseits von Vorteil ist, andererseits bist du 24 Stunden... der ist auch bei mir auch noch auf Station. Also auf Station gehe ich ihm aus dem Weg. Too much. (Interview mit Andreas, S. 5)

6.1 Geld im Strafvollzug

Trotz der scheinbar rein funktionalen Rolle von Geld wird seine Bedeutung in sozialen Kontexten immer wieder neu ausgehandelt. Geld kein neutraler oder rein rationaler Tauschwert, sondern wird von Menschen sozial markiert, moralisch bewertet und emotional aufgeladen (Zelizer, 2017). Menschen unterscheiden zwischen verschiedenen

„Geldsorten“ je nachdem, woher es stammt, wofür es verwendet werden soll oder mit welchen Beziehungen es verbunden ist. Gerade in institutionellen Kontexten wie dem Strafvollzug offenbart sich, dass Geld nicht nur ein Mittel zur Bedürfnisbefriedigung ist, sondern auch eine symbolische Ressource: Es erlaubt Gefangenen, Autonomie zu demonstrieren, Fürsorge zu zeigen oder sich als verantwortliches Mitglied ihrer sozialen Bezüge zu positionieren. Diese soziale Bedeutungsstruktur von Geld ist zentral für das Verständnis von Arbeit, vor allem in Bezug auf deren Bezug zur „Selbstständigkeit“.

Andreas betonte, wie wichtig selbst begrenzte finanzielle Mittel im Haftalltag sein können:

Das Geld ist schon ein erheblicher Faktor, auch wenn es nicht viel ist. Du bist unabhängig von außen, du kannst dir zumindest das Wichtigste kaufen, Tabak, Kaffee, auch mal ein Eis oder ein bisschen Schokolade, Hygieneprodukte, solche Sachen kann man sich schon leisten. Du kannst keine großen Sprünge machen, aber es gelingt dir durchaus, durch das Überbrückungsgeld, was es gibt, ein bisschen Geld anzusparen. Und manchmal sogar, bei uns ist es so, da schickt man auch mal 20 Euro nach draußen zu seiner Familie für Geschenk zum Geburtstag der Tochter. Das ist machbar. Und dadurch ist dieser Faktor Geld sehr, sehr wichtig. Es gibt sicherlich Gefangene, die setzen sich rein und sagen, okay, Mutter, schick mir mal 100 Euro. Aber das ist ja für die Leute draußen eine Belastung. (Interview mit Andreas, S. 11)

Der Zweck der Arbeit im Gefängnis beschränkt sich nicht auf das Geldverdienen, aber das Geldverdienen sorgt dafür, dass die Arbeit im Gefängnis mit dem Angleichungsprinzip übereinstimmt und dass die Gefangenen eine positive Einstellung zur Arbeit beibehalten können, indem sie sich zumindest in einigen Bereichen des Gefängnislebens eine relative Unabhängigkeit sichern können.

Geld wurde als etwas dargestellt, das im Gefängnis eine besondere Bedeutung und einen eigenen Wert hat: vor allem als Mittel, um als notwendig empfundene Dinge zu kaufen, um „über die Runden zu kommen“, von Hygieneprodukten bis hin zu kleinen „Leckereien“ wie Schokolade oder Telefongesprächen mit der Familie. Die hohen Kosten der Produkte wurden häufig beklagt, sowohl wegen des begrenzten Geldes, das den Gefangenen zur Verfügung steht, als auch wegen der Tatsache, dass der einzige Anbieter vieler Produkte deutlich höhere Preise als üblich verlangt.

Es kam auch schon eine Reportage im Fernsehen über Massak. Der hat ja deutschlandweit die Gefängniseinkäufe, macht er ja deutschlandweit und er verdient sich da eine goldene Nase. Man hört 40 bis 45 Prozent über den Preisen, was draußen bezahlt wird. Ja, das ist schon... aber man muss damit klarkommen, das funktioniert. (Interview mit Benjamin, S. 15)

Einige Befragte zeigten jedoch Verständnis für die logistischen Herausforderungen bei der Versorgung inhaftierter Personen.

Und gerade der Anbieter, der Massak, da merkt man auch, dass die Preise etwas höher sind wie draußen. Muss ich sagen, dieser logistische Aufwand ist okay, dass man das halt ein bisschen mehr bezahlt. Aber wenn schon, ich sage mal, die Leute, die das machen, wenig Geld haben, kann ich nicht von denen noch das Geld abknüpfen. (Interview mit Felix, S. 13)

[Die Preise sind] natürlich, extrem, extrem über Wert. Der Massak, der davon ausgeht, er ist ja hier Monopolstellung und so weiter und so fort... Und dass das gut geht, da wird halt mal 20% draufgeschlagen, dass was schlecht geht, da wird halt Sonderangebot draus gemacht, damit er eben halt auf seine Prozentrechnung kommt. Das ist halt eine Schönrechnerei. Ist aber im kaufmännischen Sinne nicht verboten, kann man machen, würde ich wahrscheinlich als Kaufmann, der gewinnorientiert arbeitet, auch so machen. Das ist ja völlig nachvollziehbar, aber wir sind halt eben die unterste Kette. (Interview mit Simon, S. 22)

Die Möglichkeit, Lebensmittel privat zu kaufen, wurde sowohl als Vorteil als auch oft als absolute Notwendigkeit angesehen. Die Kritik an der Verpflegung in den verschiedenen Einrichtungen konzentrierte sich in erster Linie auf den Mangel an Abwechslung, insbesondere in Bezug auf die Mahlzeiten am späten Nachmittag/Abend, die Berichten zufolge hauptsächlich aus Brot bestanden. Das gemeinsame Kochen mit einer kleinen Gruppe anderer Insassen wurde als gemeinsame soziale Aktivität beschrieben, zumal die Aufteilung der Zutaten das Ganze kostengünstiger machte. Andere kritisierten das Essen jedoch sehr viel deutlicher. Zwei der Befragten berichteten von Krankheiten, die auf verdorbene Lebensmittel zurückzuführen waren:

Wir kriegen Essen, das Verfallsdatum, einen Tag später läuft das ab. Wir kriegen auch abgelaufenes Essen, wir haben schon verschimmelten Käse gekriegt. Und das meine ich. Wenn die Leute das draußen wüssten und denken, Haft und so ist toll, aber wir kriegen hier vergammeltes Essen. (Interview mit Bodo, S. 16)

Über den unmittelbaren materiellen Nutzen hinaus wurde Geld im Strafvollzug auch als symbolisches Medium sozialer Positionierung und moralischer Selbstdarstellung verstanden. Viele der Befragten machten deutlich, dass sie keine Illusionen über die begrenzte Reichweite des im Vollzug angesparten Geldes hegten, insbesondere im Hinblick auf das Überbrückungsgeld nach der Entlassung (bis auf 1600 Euro), die für manche nicht mehr für die Wohnungskautions ausreichen würden. Trotzdem wurde das Überbrückungsgeld in zahlreichen Erzählungen nicht nur als pragmatische Notwendigkeit, sondern als Ausdruck persönlicher Verantwortung und zukunftsgerichteter Hand-

lungsfähigkeit dargestellt. Das Sparen selbst wurde als Teil eines moralisch aufgeladenen Selbstbildes verstanden, das sie bewusst von anderen Gefangenen abgrenzen sollte insbesondere von jenen, die als unvernünftig, verschwenderisch oder abhängig (von anderen sowie von Drogen) dargestellt wurden. Wer sparte, galt als jemand, der sein Leben bzw. seine Inhaftierung im Griff habe, als jemand, der zumindest versuche, die Kontrolle über seine Situation zu behalten. In dieser Unterscheidung wurde Geld zu einem Medium symbolischer Ordnung: Es verkörperte nicht nur die Fähigkeit, Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch die Fähigkeit, Zielorientierung und Selbstdisziplin zu zeigen.

In mehreren Interviews wurde zudem eine Art paradoxer Stolz auf die niedrige Bezahlung im Strafvollzug formuliert. Einige Befragte machten deutlich, dass sie sich durchaus der Ungerechtigkeit und Abwertung bewusst seien, die mit der geringen Entlohnung verbunden ist, gerade deshalb aber legten sie Wert darauf zu betonen, dass sie dieses Geld selbst verdient hätten. Der symbolische Unterschied zwischen „etwas bekommen“ und „etwas erarbeitet haben“ wurde deutlich.

6.2 Die Kosten von der Kommunikation

Die Aufrechterhaltung des Kontakts mit der Familie wurde auf unterschiedliche Weise, oft gleichzeitig, als Verantwortung (etwa als Partner oder – am häufigsten – als Elternteil) und als Quelle der Unterstützung beschrieben, insbesondere als eine der wenigen sozialen Interaktionen, die während des Einschlusses möglich waren. Die Kommunikation mit der Außenwelt erfolgt hauptsächlich über Telefonate, Briefwechsel und Besuche (persönlich oder per Videochat). Telefonate und Briefe sind dabei für Gefangene mit direkten finanziellen Kosten verbunden. Finanzielle Sorgen spielen eine wichtige Rolle dabei, wie der Kontakt zur Familie gestaltet wird – insbesondere hinsichtlich der Häufigkeit (Bielejewski, 2025).

In allen Hafträumen der sächsischen Justizvollzugsanstalten sind Telefone vorhanden. Diese erlauben jedoch ausschließlich ausgehende Anrufe und nur zu vorher genehmigten Nummern. Die Nutzung stellt für viele eine erhebliche finanzielle Belastung dar – gerade angesichts der geringen Einkünfte aus Haftarbeit. Die technische Bereitstellung und Verwaltung erfolgt durch die Firma Telio Communications GmbH, die bundesweit tätig ist und ein faktisches Monopol auf die Gefangenentelefonie in Deutschland ausübt. Der Minutenpreis variiert je nach Anstalt, liegt aber in der Regel zwischen 12 und 20 Cent pro Minute; in einigen, aber nicht allen Anstalten, sind Anrufe ins Festnetz etwas günstiger als an Mobilnetz.

Die Schätzungen der monatlichen Telefonkosten differieren deutlich. Selbst konservative Angaben zeigen jedoch, dass viele Gefangene mehr für ihr Telefonkonto ausgeben als sie als Hausgeld zur Verfügung haben. Obwohl diese Kosten oft als Belastung dargestellt werden, bezeichneten andere sie als „schaffbar“ und betonten die Bedeutung des Familienkontakts, insbesondere im Vergleich zu anderen möglichen Verwendungszwecken für Geld im Gefängnis.

Es gibt ein paar Sachen, die Anrufe zu den Kindern, die sind halt wichtig, dass man den Kontakt behalten kann. Oder Anrufe zu meiner Frau ist genauso wichtig. Aber wie gesagt, man schafft es, mit 60 Euro im Monat zu überleben, also telefonisch. Das schafft man. Die 60 Euro. (Interview mit Andreas, S. 12)

Viele andere Befragte gaben jedoch monatliche Kosten von über 100 Euro an. Einige berichteten, dass sie eigens für Telefonate finanzielle Unterstützung von außen annehmen, was sie moralisch anders bewerteten als direkte materielle Hilfe. Denn beide Seiten profitierten davon, und der bewusste Verzicht auf externe Unterstützung hätte bedeutet, Telefonate auf rein funktionale Zwecke zu reduzieren.

6.3 Familie als Verantwortung und Rückhalt

Die Familie spielt für die meisten Gefangenen nach wie vor eine wichtige Rolle, auch wenn viele von ihnen das Gefühl haben, dass sie ihre Familie (finanziell, wenn nicht sogar emotional) nicht unterstützen können. Häufig wurde der Wunsch geäußert, nicht zur Last zu fallen, während andere einfach nur froh waren, dass ihre Familie in ihrer Abwesenheit „normal“ zurechtkommen konnte.

Natürlich ist es eingegrenzt, vor allem für die, die kleinen Kinder haben. Bring mal Kleinkindern bei, der Vater ist über ein, zwei, drei Jahre nicht da. Mein Kind ist zum Glück [über 20], der versteht das anders... wir haben vor der Haft alle drei gut gelebt... Ich war selbstständig... natürlich kannst du nicht am alltäglichen Leben der Familie teilnehmen, die Familie muss ihr Familienleben selber organisieren. Sie haben das auch so, ich rede jetzt von meiner Erfahrung. Meine Familie hat das auch so organisiert, dass sie kaum Einschränkungen haben. Die fahren in Urlaub, die gehen normal essen, die haben normale Wohnungen, die Kosten können bedeckt werden, das ist wichtig, weil ich kann ja weder am Alltag teilnehmen noch mich an den Wohnkosten beteiligen im Augenblick. (Interview mit Albert, S. 9)

Insbesondere Kinder spielten in einigen Darstellungen eine ambivalente Rolle. Ein Hauptanliegen war, dass die Kinder letztlich durch die Inhaftierung eines Elternteils bestraft werden, sowohl durch die verlorene Verbindung als auch finanziell, und dies

wurde als zusätzliches Argument für eine Erhöhung der Löhne für arbeitende Strafgefangene angeführt:

Ich habe zwei Kinder und ich war immer beflissen, den Kindern ihren Unterhalt zu gewähren. Ist mir hier drinnen nicht möglich. Und die Kinder werden im Prinzip dafür bestraft, dass ich hier drinnen sitze, und können nicht in Urlaub fahren oder weiß der Geier. Und das ist halt blöd. Wo ich mir sage, Mensch, dann gleicht das doch an, nach einem Mindestlohn draus, anteilig die Haftkosten und dass ich draußen wenigstens meine Verpflichtungen weiterhin erfüllen kann, dass sich das dann nach hinten nicht aufbaut, ich rauskomme und einen Haufen Schulden an der Backe habe.
(Interview mit Thomas, S. 16)

Thomas äußerte seine eigenen Schwierigkeiten, als Vater „da zu sein“ - er hatte relativ häufigen Kontakt zu Familie und Angehöriger (einschließlich seines früheren und künftigen Chefs) und tauschte häufig Briefe aus. Mit seinen Kindern hatte er einen regen telefonischen Kontakt, aber er wollte nicht, dass sie ihn im Gefängnis besuchen; aufgrund seiner vergleichsweise kurzen Haftzeit, zumindest im Vergleich zu anderen auf seiner Station, war er der Ansicht, dass der telefonische Kontakt die Verbindung bis zu seiner Entlassung im Laufe dieses Jahres aufrechterhalten könnte:

Ich sage mal, wenn man hier drin ist als Gast in Anführungsstrichen, das ist immer noch etwas anderes, als wenn du von draußen kommst und die 6 Meter hohe Mauer siehst. Und das schockt. Für Außenstehende, für alle, die mich besucht haben, das war für die irgendwie doch angsteinflößend. Und deswegen, mein größeres Kind, der [ist Teenager], der Kleine ist fast 7. Der Größte mag es vielleicht verknusen oder verstehen können, aber dem Kleinen will ich es nicht antun. Ich habe zum Kleinen gesagt, wenn die Pilze wieder im Wald wachsen, dann ist der Papa wieder da.
(Interview mit Thomas, S. 17)

Zwar wurde in einigen Fällen berichtet, dass die Gefangenen gelegentlich Geld an die Familie schickten, doch wurde dies fast immer als unpraktisch oder gar unmöglich bezeichnet. Die Unterstützung der Familie durch Arbeit war, wie hier angedeutet, in erster Linie eine Frage der Nutzung der eigenen Ressourcen, um so weit wie möglich von externer Unterstützung ‚unabhängig‘ zu sein und den Kontakt zur Familie so weit wie möglich aufrechtzuerhalten.

6.4 Diejenigen, die nicht arbeiten

Obwohl alle Teilnehmer zum Zeitpunkt des Interviews entweder arbeiteten oder zuvor gearbeitet hatten, sprachen viele, oft unaufgefordert, über diejenigen, die keiner Beschäftigung nachgingen.

Zwei Aussagen wurden häufig geäußert: Es wurde oft als irrelevant oder nicht wichtig erachtet, wer vor der Inhaftierung reicher oder ärmer war, aber dass diejenigen, die nicht arbeiteten, eine andere Klasse darstellten als diejenigen, die hinter den Gefängnismauern arbeiteten.

Man sieht halt den Unterschied, die Leute, die arbeiten und die nicht arbeiten. Also die nicht arbeiten, laufen auf Station hin und her, fragen, kannst du mir mal das geben, eine Zigarette oder so? Das ist das Geschnorre. (Interview mit Benjamin, S. 18)

Die Leute, die arbeiten, die sieht man ständig kochen, die rauchen nach Belieben, machen sich öfters mal einen Kaffee, die haben ihren eigenen Fernseher, ihr eigenes Radio, die haben ihre eigene Kaffeemaschine, alles, was sie halt brauchen. Und die letztendlich, die nicht arbeiten gehen, erkennt man recht deutlich, die haben noch diese alten Kastenfernseher, die sie hier von der Anstalt netterweise gestellt bekommen. Ansonsten kein Wasserkocher, kein Radio, nichts. Und das sind dann die, die halt permanent, wenn man kochen tut, in die Küche kommen und die ganze Zeit sagen, ‚was machst du denn so Leckeres? Das sieht ja gut aus und das ist ja schön, da hätte ich jetzt auch Lust drauf.‘ (Interview mit Finn, S. 21)

Weil Geld als wesentlich galt, wurde häufig vermutet oder offen behauptet, dass viele Nicht-Arbeitende in illegale Tauschgeschäfte oder Schmuggel verwickelt seien. Besonders unter den Arbeitenden entstand gelegentlich das Gefühl, für ihre Anstrengung nicht ausreichend gewürdigt zu werden insbesondere im Vergleich zu jenen, die sich anderen bzw. illegitime Einnahmequellen zuwenden könnten.

Aber manchmal denke ich halt, das wird halt nicht so richtig gewürdigt, dass man halt jeden Tag auf Arbeit geht. Weil man sieht halt auch viele hier, die halt nicht arbeiten gehen. Wer weiß, wie die ihr Geld verdienen. Da kommt man sich immer ein bisschen ungerecht behandelt vor, weil man sich halt selber ein bisschen auf die Ketten kriegt und andere machen halt andere Sachen. (Interview mit Dennis, S. 3)

In diesen und vielen weiteren Erzählungen wird Arbeit explizit mit Eigentum in Verbindung gebracht, während diejenigen ohne Arbeit mit manipulativem Verhalten und Abhängigkeit von anderen assoziiert werden.

Die Gründe, nicht zu arbeiten, waren vielfältig und oft miteinander verflochten.

Ja, entweder kein Bock, schlechte Vergangenheit mit Arbeitgebern. Drogen spielen eine sehr große Rolle, zumindest auch hier drin. Manche sehen das nicht so nötig zum Beispiel, auch in den anderen Betrieben. In der Ausbildung, wenn man will... ‚Draußen habe ich mein Leben, da bleibe ich lieber auf Haus, habe meine Ruhe vor

den ganzen Beamten und so.' Viele sagen, das Geld ist zu wenig, lass ich mir lieber von anderen den Einkauf holen. Gibt es ganz häufig. (Interview mit Peter, S. 10)

In einigen wenigen Fällen wurden diejenigen, die nicht innerhalb der Haftanstalt arbeiteten, sofort als Personen angesehen, die auch vor ihrer Inhaftierung „draußen“ nicht gearbeitet hatten, und als „Leute, die draußen halt nie bemüht waren, irgendwo zu arbeiten“ (Interview mit Tim, S. 9) beschrieben. Auch wenn dieser Zusammenhang nicht in jedem Fall ausdrücklich erwähnt wurde, gab es oft Überschneidungen zwischen den Beschreibungen derjenigen, die sich gegen eine Arbeit im Gefängnis entschieden hatten, und denen, die außerhalb des Gefängnisses keine Arbeit hatten. Es ist außerdem zu bedenken, dass die Abwesenheit von Arbeit innerhalb der Haftanstalt von den Gefangenen oft mit einem Mangel an grundlegenden beruflichen Fähigkeiten und häufig auch mit einem Mangel an sozialen Kompetenzen in Verbindung gebracht wurde. Dies wird bis zu einem gewissen Grad durch die Tatsache gestützt, dass viele der Befragten entweder aktiv von Mitarbeitern für bestimmte Stellen angesprochen oder gegenüber anderen Gefangenen, die als weniger geeignet eingestuft wurden, bevorzugt behandelt wurden. Auch wenn viele Befragte über den Mangel an verfügbaren Arbeitsplätzen sprachen, waren einige, darunter Tim, skeptisch und sahen die geringe Arbeitsmotivation als ein größeres Problem als den Mangel an verfügbaren Arbeitsplätzen: „Es gibt halt auch einfach viele, die keine Lust haben zu arbeiten“ (Interview mit Tim, S. 9). Diese Aussagen standen in der Regel im Gegensatz zu normativen persönlichen Aussagen darüber, dass man sich bewusst dafür entschieden habe, nicht der Familie zur Last zu fallen oder von anderen abhängig zu sein, wodurch Nicht-Erwerbstätige implizit (und manchmal auch explizit) als „Nehmer“ oder „Abhängige“ und nicht als aktive Mitglieder ihrer Gemeinschaft dargestellt wurden.

Wie bereits angedeutet, reichten die Erklärungen für die Nichtarbeitenden von Feindseligkeit bis zu Mitleid: ein Einige Befragte schlugen vor, das Taschengeld für diejenigen zu streichen, die arbeiten könnten, aber nicht wollten. Ursachen und Folgen wurden jedoch fast durchweg negativ bewertet: Es wäre besser, wenn mehr Menschen arbeiten würden, auch wenn dies aus einer Vielzahl individueller oder struktureller Gründe nicht möglich sei.

Gleichzeitig war das Sprechen über die Nichtarbeitenden ein wirksames Mittel, den eigenen Fleiß und die eigene Motivation zu betonen; nicht nur im Interview, sondern vermutlich auch im alltäglichen Umgang mit Mitgefangenen und Personal. Gleichzeitig wurde Arbeit gerade deshalb hoch geschätzt, weil sie freiwillig ausgeübt wurde, wodurch die Nicht-Arbeitenden rhetorisch in eine vermeintlich separate Kategorie derjenigen eingeordnet wurden, die keine Verantwortung für ihre eigene Verbesserung

übernehmen konnten, auch wenn häufig auf ihren Ausschluss von der Arbeit aufgrund fehlender Stellen oder mangelnder Fähigkeiten hingewiesen wurde.

7 Arbeit und Identität

Die Beziehung zwischen sozialen Rollen oder verinnerlichter persönlicher Identität ist seit langem von zentraler Bedeutung für ein modernes Verständnis wirtschaftlicher Beziehungen (Weber, 2010). Arbeitnehmende, die sich stärker mit ihrer Arbeit identifizieren, berichten von einer höheren Zufriedenheit (Berg, 2017), auch wenn nicht alle Arbeitsplätze klare Identitätsmerkmale bieten.

Die Vorstellung, dass Arbeit nicht nur eine tägliche Aufgabe ist, sondern auch die soziale und persönliche Identität prägt, war unter den Interviewteilnehmer:innen weit verbreitet. Berufe, die man „mit nach Hause nehmen“ kann, wurden häufig geschätzt, insbesondere Fähigkeiten wie Haus- oder Autoreparaturen, Klempnerarbeiten oder Kochen, mit denen man der Familie, Freund:innen und Nachbar:innen helfen oder sie beraten kann.

Ich sag mal, ich kann zu Hause mich handwerklich auch betätigen. Die Arbeit kann ich auch nach Hause bringen. Ich kann eben halt irgendwas reparieren. Das lernt man auch nur über die Arbeit. Und wenn man eben halt dann in der Familie ein Freund oder so mal Hilfe braucht, dann kann man seine Unterstützung teilen. Dann kann man sagen, hier, wenn du Hilfe brauchst, ich bin gerne bereit, helfe dir gerne, dann klappt das schon. (Interview mit Benjamin, S. 17)

Für die Befragten, die mit spezielleren Arbeiten beschäftigt waren - in Florians Fall in der KfZ-Werkstatt - war die Tatsache, dass die Arbeit größtenteils der „normalen“ Arbeit außerhalb des Gefängnisses entsprach, wichtig. Er betonte, dass der einzige große Unterschied darin bestehe, dass die Werkzeuge nachts unter Verschluss gehalten würden. Er schilderte ein Arbeitsklima, in dem er und seine Mitarbeiter stolz auf ihre Arbeit und auf die Vorstellung von „zufriedenen Kunden“ waren, und stellte dies der Einstellung der Allgemeinbevölkerung gegenüber.

Also ich sage mal, die Arbeitsbedingungen in dem [Wohngruppenhaus], was wir jetzt sind, ist etwas anders als da drüben. Das Hafthaus. Also hier ist die Stimmung ganz anders. Hier geht man auch ganz anders miteinander um. Hier wird man ja auf so einer Art wertgeschätzt von der Sache her, weil man ja doch irgendwo Arbeitsleistung bringt, auch für die Anstalt an und für sich, und das kriegt man auch hier gedankt und auch gezeigt, dass man eben nicht bloß da ist, um hier Zeit zu verbringen. Sehr sinnstiftend. Die sind sehr dankbar. (Interview mit Florian, S. 5)

Diese positiven Erfahrungen mit Wertschätzung und Verantwortung wurden nicht nur in hochqualifizierten bzw. spezialisierten Arbeitsbereichen gemacht, sondern auch in einfacheren Tätigkeiten.

[Ob man die Arbeit jemanden zu einem besseren Menschen macht?] Das ist eine gute Frage. Man fühlt sich vielleicht besser, dass man was macht. Man leistet was. Das wird gesehen und wird auch geschätzt, dass du was machst, zum Beispiel die Büros reinigen. Das wird auch hoch angerechnet, dass das wieder sauber ist. Und da fühlst du dich vielleicht innerlich auch gut, weil du was Gutes getan hast, als wenn du nichts machst. (Interview mit Helena, S. 18)

Viele der Befragten übten Tätigkeiten aus, die ihrer früheren Arbeitserfahrung ähnelten oder sogar identisch waren. Dies schien einerseits dabei zu helfen, die Arbeit als „normal“ zu erleben, und trug andererseits dazu bei, ein Gefühl von Kompetenz und Kontinuität aufrechtzuerhalten. Der Alltag in der Werkstatt oder im Betrieb konnte dadurch an das Leben außerhalb der Haft anschließen, was wiederum die Vorstellung erleichterte, später an diese Erfahrungen anknüpfen zu können.

Andere hingegen suchten bewusst nach einer Beschäftigung, die nichts mit ihren früheren Tätigkeiten zu tun hatte. Hier wurde Arbeit häufiger als Möglichkeit beschrieben, die Zeit zu überbrücken oder etwas Neues auszuprobieren – seltener jedoch als echte Vorbereitung auf das Leben nach der Haft. In diesen Fällen wurde das institutionelle Arbeitsangebot oft als wenig sinnvoll oder nicht hilfreich für die eigene Zukunft dargestellt.

Das ist ein Teil der Arbeit hier, also, dass zum einen wir beschäftigt werden, dass wir nicht den ganzen Tag nur da oben sitzen. Das ist der Hauptgrund. Nutzen hat das keinen... Also du lernst wirklich gar nichts. (Interview mit Albert, S. 5)

Trotz dieser unterschiedlichen Perspektiven auf die aktuelle Arbeitssituation äußerten sich fast alle Teilnehmenden optimistisch in Bezug auf ihre Chancen auf dem zukünftigen Arbeitsmarkt. Zwar wurden diese Erwartungen individuell unterschiedlich begründet – etwa durch eigene Fähigkeiten, frühere Kontakte oder konkrete Jobangebote – doch mündeten viele dieser positiven Selbstbeschreibungen in eine nachdenkliche Wendung: Mit Blick auf andere Gefangene, die weniger Ressourcen oder Möglichkeiten hätten, wurde häufig Mitgefühl geäußert. Die eigene Zuversicht wurde somit nicht als allgemeingültige Erfahrung dargestellt, sondern in ein Bewusstsein für ungleiche Ausgangsbedingungen eingebettet.

Ein Beispiel dafür ist Andreas, der zwar fast sicher davon ausging, nach der Haft in seinen alten Beruf zurückzukehren, sich aber dennoch für eine Ausbildung im Gefängnis entschied – weniger aus strategischen Karriereüberlegungen als aus dem Wunsch heraus, „etwas Neues auszuprobieren“. Trotz dieser eher pragmatischen Motivation betonte er, dass die Ausbildung für ihn viele positive Effekte hatte, insbesondere im Hinblick auf Struktur und Tagesrhythmus:

Man muss auf jeden Fall ordentlich seinen Tagesablauf planen... Es ist sehr, sehr positiv für die eigene Tagesstruktur. Du hast einen ordentlichen Ablauf jeden Tag, du hast feste Zeiten, die du einhalten musst. Du kommst also in einen bestimmten Schlafwahrhythmus... ich werde mittlerweile Punkt um 6 wach... Und du hast eine sinnvolle Aufgabe, weil du weißt, es wird immer gebraucht. (Interview mit Andreas, S.

4)

In dieser Hinsicht wurde Arbeit nicht nur als Ausdruck der eigenen Identität verstanden, sondern auch als Mittel, diese Identität durch geregelte Strukturen und körperlich verankerte Routinen zu festigen. Dabei schwang häufig die Vorstellung mit, dass positive Veränderung (im Sinne eines „an sich Arbeitens“) grundsätzlich wünschenswert sei, auch wenn die Inhalte und Ziele dieser Veränderung individuell unterschiedlich definiert wurden. Inwieweit Arbeit als nützlich oder „positiv“ empfunden wird, hängt stark von der individuellen Perspektive ab, insbesondere davon, ob sie als Beitrag zu einer persönlichen Weiterentwicklung verstanden wird. Dabei geht es nicht nur um den Erwerb beruflicher Kompetenzen, sondern auch um Veränderungen in der alltäglichen Routine, im Umgang mit Emotionen, in den eigenen Erwartungen oder schlicht um die Fähigkeit, selbst zu entscheiden, welche Aspekte der Arbeit als sinnstiftend und welche eher als bloßer Zeitvertreib erlebt werden.

Arbeit bot in diesem Zusammenhang nicht nur Stabilität, sondern auch eine symbolische Ressource, um sich selbst (und gegenüber anderen) als jemand darzustellen, der Verantwortung übernimmt und Fortschritt anstrebt. Selbst wenn unklar blieb, was dieser Fortschritt im Einzelnen bedeutet, wurde gerade die Fähigkeit zur reflexiven Selbstverortung (also zur bewussten Auseinandersetzung mit der eigenen Entwicklung) als Zeichen persönlicher Reife oder Veränderung gewertet.

7.1 Arbeit nach der Haft und Stigmatisierung

Das Stigma, ein ehemaliger Häftling (und damit ein ehemaliger Straftäter) zu sein, war ein Thema, das in vielen Gesprächen mit Häftlingen implizit zur Sprache kam, auch wenn es nicht immer sofort angesprochen wurde. Dies überschneidet sich weitgehend mit dem Gegensatz zwischen dem Wunsch, die Zeit produktiv zu nutzen oder aktiv an sich selbst zu arbeiten, und dem Wunsch, einfach nur die Zeit zu verbringen und weiterzumachen. Der Begriff „Resozialisierung“ selbst suggeriert sowohl die Schaffung einer neuen Identität als auch die Entwicklung neuer Fähigkeiten oder Kompetenzen, wobei die Frage, ob diese Fähigkeiten speziell für die Entlassenen erlernt werden, ein weiteres Thema ist, mit dem sich die Gefangenen auseinandersetzen müssen. Konkrete Erfahrungen mit Stigmatisierung wurden selten angesprochen, aber die Vorstellung, dass die Gesellschaft generell misstrauisch ist und ehemalige Strafgefangene daher von

vielen Möglichkeiten ausgeschlossen sind, war weit verbreitet. Während Haftentlassene selbst keine Merkmale aufweisen, die sie identifizieren (Goffman, 1973), erfordern die Suche nach Arbeit, Wohnraum und andere notwendige Schritte der Wiedereingliederung oft, dass sie sich selbst „outen“, was oft als emotional belastend dargestellt wird.

Ja, also man kriegt ja oft genug mit, dass gerade Leute, die aus dem Strafvollzug kommen, es gar nicht so einfach haben, draußen wieder Arbeit zu finden, weil einfach die Arbeitgeber total voreingenommen sind, sobald sie hören: ‚Um Gottes Willen, der war im Gefängnis., [...] Ich würde mir tatsächlich von der Gesellschaft wünschen, dass sie nicht so voreingenommen an alle Straftäter rangeht, sondern dass sie sich ein eigenes Bild davon machen. [...] Ich denke, eine zweite Chance hat definitiv jeder verdient. (Interview mit Finn, S. 22)

Selbst wenn ich jetzt hier drinnen eine Ausbildung machen würde, muss ich ja immer noch rechtfertigen, wo war ich die letzten fünf Jahre? Und dann ist da nicht gegeben, nur weil ich diese Ausbildung habe, nimmt dann auch der nächste Arbeitgeber. Das ist immer noch diese große Frage. (Interview mit Caro, S. 30)

Ein häufig auftretender Konflikt war, dass viele Befragte (in diesem und früheren Projekten, (Bielejewski, 2025)) den Wunsch äußerten, nach ihrer Entlassung „Gefängnisfreunde“ zu vermeiden, um potenzielle kriminelle Kontakte oder jegliche Verbindung zu ihrer Zeit im Gefängnis zu vermeiden, während sie gleichzeitig angaben, dass nur andere (ehemalige) Gefangene ihre Erfahrungen wirklich verstehen und sie als Gleichberechtigte behandeln könnten.

Die Befragten erzählten oft zwei gleichzeitige, aber potenziell widersprüchliche Geschichten über die Arbeit, wobei sie die potenzielle Stigmatisierung und Ausgrenzung (und die persönlichen Erfahrungen damit) hervorhoben, mit denen Gefangene beim Wiedereintritt in die Gesellschaft konfrontiert sind, während sie gleichzeitig ihre eigene Position aufgrund ihrer eigenen Fähigkeiten, Erfahrungen und ihres persönlichen Unterstützungsnetzes als gestärkt ansahen. Peter zum Beispiel beschrieb sich selbst als optimistisch, aber auch flexibel in Bezug auf die Arbeit: Er hoffte, im Rahmen seiner derzeitigen Ausbildung im Bereich Lager/Logistik eine Stelle zu finden, war aber auch offen dafür, neue Branchen „auszuprobieren“, und er glaubte, dass Motivation und harte Arbeit in den meisten Fällen jegliche Vorurteile gegenüber ehemaligen Gefangenen in vielen, wenn nicht sogar den meisten Branchen ausräumen würden:

Ich weiß, man hört auf jeden Fall sehr viel Negatives, was das angeht. Ich denke, gerade in der Logistik oder so ist es schon sehr viel Fachkraft. Ich meine, sagen wir mal, wenn drei Bewerber kommen und der eine will hingehen und macht seine Arbeit

nicht richtig, dann kommt einer, der in Haft war, und er macht seine Arbeit richtig, und dann ist vielleicht einer da, der macht jedes Mal krank. Dann sucht man sich halt schon die drei Personen aus und dann nimmt man halt denjenigen, der in Haft war, aber der will auch arbeiten. Ich denke mal, in gewissen Bereichen hat man auf jeden Fall Nachteile komplett. In der Pflege, denke ich, dass es ein Nachteil hat. Wenn man Polizeibeamter werden möchte oder so in sensiblen Bereichen, da ist das ein Nachteil. Aber ich denke, man findet schon genug Berufe, auch wenn man inhaftiert wurde. (Interview mit Peter, S. 12)

Gleichzeitig war vielen Befragten bewusst, dass ihre positive Haltung nicht unbedingt den allgemeinen gesellschaftlichen Erwartungen entspricht. Persönliche Erfahrungen mit Stigmatisierung unterschieden sich teils stark, insbesondere im Hinblick auf soziale Beziehungen während der Haft. Die persönlichen Erfahrungen mit Stigmatisierung waren unterschiedlich, obwohl die meisten Befragten berichteten, dass sie während ihrer Inhaftierung enge Beziehungen zu Familie und/oder Freunden aufrechterhielten: Diese Beziehungen waren oft wichtig, um Zukunftspläne in Bezug auf die Wohnungssuche und insbesondere die Arbeitssuche zu schmieden. Wie sich die Inhaftierung auf die sozialen Beziehungen auswirkte, hängt im Wesentlichen von den unmittelbaren Reaktionen ab, aber auch davon, wie viele Kontakte langfristig aufrechterhalten werden konnten und inwieweit die Inhaftierung selbst thematisiert wurde.

Das ist auch unterschiedlich. Also ich habe darum echt kein Geheimnis gemacht, wenn mich die Leute gefragt haben, wo warst du die letzten fast zwei Jahre. Ich habe gesagt, ich war da. Da waren die Reaktionen auch unterschiedlich. Es gab zwei Leute, die habe ich dann aber auch ausgemustert, die gesagt haben, Haft, was ist los mit dir? Manche waren enttäuscht, den Rest hat es nicht interessiert. Es kommt dann auch drauf an, denke ich, wie lange man hier drin sitzt und ob man sich in der Zeit hier drin verändert oder der gleiche bleibt. (Interview mit Benedikt, S. 25)

In anderen Fällen führte die Inhaftierung zu einem dauerhaften Bruch familiärer Beziehungen - besonders belastend für jene, die bereits vor der Haft auf familiäre Unterstützung angewiesen waren. Sowohl durch ihre Straftaten als auch durch ihre Abwesenheit wurden einige Befragte mit harschen Reaktionen enger Angehöriger konfrontiert. Ein Interviewteilnehmer berichtete, dass er den Kontakt zu den meisten nahestehenden Familienmitgliedern verloren habe: Seine Eltern weigerten sich, ihn zu besuchen oder auch nur den nötigsten Kontakt aufrechtzuerhalten obwohl sie in unmittelbarer Nähe des Gefängnisses leben. Schließlich stützte er sich auf seine Großeltern als wichtigste emotionale Anlaufstelle, obwohl es selbst dort schwerfiel, offen über Gefühle und Erfahrungen zu sprechen:

*Ja, also ich habe Familie, meine Oma und mein Opa. Oma ist nicht mehr ganz fit im Kopf, aber Opa geht noch, der war mich auch einmal hier besuchen. Aber die können das halt so gar nicht verstehen, dass ich halt so geworden bin. Das ist halt eine ganz andere Generation, ganz schwierig. Aber so mit Schwester, Mutter, Vater, also ich habe es am Anfang probiert, habe mich entschuldigt und es gab halt einen Lebenswandel, dann dachte ich so, ja, Scheiße hast du gebaut... wollten die nie.
(Interview mit Jochen [„Freiheit und Freiheitsentzug“])*

Die Vorstellung, dass die Gesellschaft im Allgemeinen wenig Verständnis für Gefangene oder Straftäter hat, war weit verbreitet (Ricciardelli, 2019). Auch wenn es üblich war, intern moralische Trennungen vorzunehmen (z. B. zwischen „schweren“ Straftätern und anderen, oder eine oft wiederholte Hierarchie, die Sexualstraftäter ganz unten ansiedelte), war die Rede von zweiten (oder späteren) Chancen weit verbreitet, unabhängig davon, ob die Gefangenen ihre Fehler zugaben oder sich selbst auf unterschiedliche Weise als Opfer darstellten.

Zweite Chancen kann man jedem geben, sollte man jedem geben. Vielleicht sollten die Leute einfach mal darüber nachdenken, wie sie sich an der Stelle fühlen würden. Ich meine, heutzutage ist es ja auch nicht so extrem schwer, zu Unrecht wegen irgendwas ins Gefängnis zu kommen oder geschweige denn, ja, irgendwo reinzugeraten und letztendlich ist man wegen Mittäterschaft zum Beispiel dann hier drin. Wenn diese Leute dann rauskommen und auch nur solche Leute da sitzen haben, die dann sagen ach, nein, du warst im Gefängnis, das können wir nicht machen... (Interview mit Finn, S. 23)

Ein häufiger Umgang mit potenzieller Stigmatisierung war die bewusste Kontrolle der eigenen Darstellung nach außen. Viele beschrieben Strategien, um mit ihrer Vergangenheit umzugehen, sei es durch Offenheit oder gezieltes Schweigen. Viele Gefangene schlugen daher Strategien bzw. „Eindrucks-management-Taktiken“ (Sieferle, 2023, S. 72) vor, um zu vermeiden, dass man seinen Status als ehemaliger Strafgefangener bzw. Straftäter preisgeben muss, auch wenn sie der Meinung waren, dass viele Menschen Verständnis aufbringen würden und dass soziale Kontakte oft Stereotypen überwinden könnten. Selbst in den Fällen, in denen der Status als ehemaliger Gefangener bereits bekannt war oder zumindest nicht als ernsthafter Nachteil angesehen wurde, wurde es oft als schwierig oder peinlich empfunden, darüber zu sprechen.

Also wenn es nicht sein muss, ist es gut, wenn du es nicht erzählen musst... ich hatte jetzt auch mal so eine Situation gehabt, wo ich letztens in Haft war, da musste ich mich vorstellen, Vorstellungsgespräch, und da sind wir mit den Beamten da hin. Aber privat. Und da habe ich gesagt, da muss ich denen das jetzt erzählen. Das sehen die ja sowieso, wo du herkommst, mit den Leuten. Und da war mir das schon ein

bisschen unangenehm. Und er hat gesagt, du brauchst keine Angst haben, mir ist das besser, wenn du offen und ehrlich darüber gleich redest, wie wenn man das irgendwo mal vielleicht liest, wo du herkommst... Ja klar ist es ein bisschen unangenehm, wenn du sagst, du kommst aus der Haft. Na, weil du dann immer so eine Schiene reingedrückt wirst, oh Knacki und weiß ich was. Aber es gibt halt so viele, die sehr menschlich sind und sagen, wenn du offen und ehrlich halt dann gleich... dir die Chance geben für ein neues Leben halt. (Interview mit Helena, S. 24-25)

In diesem Fall wurde, wie in vielen anderen auch, eine moralische Hierarchie skizziert, wobei Helena zuvor erklärt hatte, dass sie „ja nicht so schlimme Sachen gemacht hat, wie die hier wegen dem Mord oder keine Ahnung“ (Interview mit Helena, S. 24). Die Suche nach Arbeitsplätzen über persönliche Kontakte wurde ebenfalls priorisiert, wenn möglich, um zu vermeiden, dass man einem Fremden seine kriminelle Vergangenheit oder seine Erfahrungen im Gefängnis erklären muss. Tim beschrieb seine Pläne, mit einem Bekannten zusammenzuarbeiten, der eine kleine Firma besitzt:

Weil [der Bekannte] weiß, wo ich bin, wo ich herkomme jetzt. Ich muss ja nicht irgendwie sagen, ja tut mir leid, ich war in der JVA oder muss da irgendeine Erklärung finden, weil man ja doch immer im Zwiespalt ist, wie offen geht man bei einem Vorstellungsgespräch damit um. Es ist ja dann schon eine Gratwanderung, eine gewisse. Und das fällt alles aus in dem Fall. (Interview mit Tim, S. 12)

Viele äußerten aber die Meinung, dass Geschäftsinhaber oder Manager eher dazu neigen, Vorstrafen zu übersehen (oder gar nicht danach zu fragen) und sich stattdessen auf das persönliche Vertrauen und die tatsächlichen Fähigkeiten der Person konzentrieren. Viele vertraten jedoch die Ansicht, dass dieselben Personen sich um die Bedenken von Kunden oder Klienten gegenüber einem Unternehmen sorgen würden, das „Kriminelle“ einstellt. Dies deckt sich mit Erkenntnissen aus Nordamerika, die sowohl die Erwartungen von Strafgefangenen (Ricciardelli, 2019) als auch das Verständnis von Arbeitgebern untersuchen (Obatusin & Ritter-Williams, 2019). Auch wenn viele Strafgefangene ihre Aussichten positiv einschätzten, so sahen sie doch die Gefahr, dass plötzlich Hürden auftauchen könnten - die Möglichkeit einer (berechtigten oder unberechtigten) Forderung nach einem Führungszeugnis wurde fast durchgängig als Grund dafür angesehen, dass ein ehemaliger Strafgefangener keinen Arbeitsplatz bekommt.

Die Möglichkeit, Arbeit zu finden, hing weitgehend von den bestehenden Kontakten ab. Die meisten (mit Erfahrung) äußerten sich positiv über das verfügbare Übergangsmanagement, waren aber auch der Ansicht, dass es an Personal oder Ressourcen mangelt, wobei die fehlende Digitalisierung und die Notwendigkeit, Bewerbungen oft von Hand zu schreiben, als wichtige Faktoren angesehen wurden. Diejenigen, die davon ausgingen, dass sie vor der Entlassung aus dem Gefängnis einen Arbeitsplatz finden

würden, kehrten jedoch entweder an einen früheren Arbeitsplatz zurück oder fanden über Familie oder Freunde eine Arbeit, wobei es sich häufig um Fälle handelte, in denen ihr Gefangenenstatus bereits bekannt war. Die Beziehung zwischen der Arbeit im Gefängnis und den Plänen, in Zukunft zu arbeiten, war oft nicht so eindeutig, wie man vielleicht erwarten würde, obwohl dies auch durch Faktoren wie die Position der Person auf der Zeitachse von der Einreise bis zur Entlassung, die Anzahl früherer Inhaftierungen (falls vorhanden) und die gesammelten Qualifikationen oder Arbeitserfahrungen gemildert oder beeinflusst wurde.

Einige der Befragten, die keine stabile berufliche Perspektive hatten und eine „Neuorientierung“ benötigten, gaben an anderen Aspekten der „Resozialisierung“, wie z. B. dem „clean werden“ oder der Bewältigung emotionaler Probleme oder familiärer Beziehungen, Vorrang vor der Arbeitssuche. Wie diejenigen, die sich in einer stabilen Situation befanden, erkannten sie, dass stabile Unterstützungsnetze und eine stabile Lebenssituation (sei es durch Wohneigentum oder die Möglichkeit, vorübergehend bei den Eltern zu wohnen) der Schlüssel zu langfristigem Erfolg waren, und dass es viel wahrscheinlicher war, einen Arbeitsplatz zu finden und zu behalten, wenn diese potenziellen Hürden überwunden worden waren.

7.2 Zwischen Entlassung und Rückkehr: Arbeit im Dazwischen

Eine häufige, aber tragische Realität des Gefängnislebens ist die Rückkehr vieler Inhaftierter. Personen, die bereits mehrfach inhaftiert waren, haben im Rahmen dieses und früherer Projekte auf unterschiedliche Weise über dieses Phänomen gesprochen. Neben den persönlichen Perspektiven spielt auch die Beobachtung anderer eine Rolle: Wiederkehrende Hafterfahrungen werden nicht nur statistisch dokumentiert, sondern prägen auch den Alltag und das Selbstbild innerhalb der Anstalt. Bodo schilderte den Fall eines Mitinhaftierten, der nach zwei Jahren Haft entlassen wurde, ohne dass sich seine Drogenproblematik sichtbar verändert hatte. Nach einer Woche draußen sei er schon wieder verhaftet und kurz danach auf mehrere Jahre verurteilt worden. Solche Erlebnisse verstärken bei vielen den Eindruck eines „Drehtürsystems“, in dem strukturelle Probleme wie Sucht oder fehlende Perspektiven nicht ausreichend bearbeitet werden. Während einige Inhaftierte die Verantwortung für Rückfälle stärker bei den Einzelnen verorten, betonen andere die mangelhafte Unterstützung im Übergang. Häufig gehen beide Deutungen ineinander über.

Die Erzählungen über „Rückkehrer“ sind dabei oft ambivalent: Zwar berichten viele von einem Gefühl der Scham oder des persönlichen Scheiterns. Laut viele Aussagen, kaum jemand verlässt die Haft mit dem Vorsatz, wieder zurückzukehren. Gleichzeitig

wird aber auch erzählt, dass die Inhaftierung mit der Zeit weniger beängstigend wirkt, weil man sich an Abläufe, Regeln und Erwartungen gewöhnt.

Ein wiederkehrendes Motiv war auch, dass die Beziehungen zum Personal mit wachsender Vertrautheit stabiler werden. Einige berichteten, dass sie bei der Rückkehr schneller Zugang zu Arbeitsplätzen oder bestimmten Positionen erhalten hätten, gerade weil sie als zuverlässig bekannt seien. Gleichzeitig wurde beobachtet, dass Erstinhaftierte teilweise als „arrogant“ wahrgenommen werden, da sie institutionelle Abläufe, Rhythmen und Widersprüche (noch) nicht akzeptieren. Wiederholungshäftlinge dagegen erscheinen häufig angepasster, zeigen weniger offenen Widerstand und legen Wert darauf, die Zeit ruhig rumzukriegen. Zurückkehrende Strafgefangene finden angeblich schneller einen Arbeitsplatz, da sie das System besser verstehen, über bessere soziale Netzwerke verfügen und vom Personal eher als zuverlässig(er) angesehen werden.

Ein zentrales Unterscheidungsmerkmal in den Erzählungen ist, wie Arbeit mit der eigenen Zukunft verknüpft wird – und hier zeigt sich oft ein Unterschied zwischen Erstinhaftierten und Personen mit Haftwiederholung. Viele der erstmalig Inhaftierten schildern die Haft als zeitweiligen Ausnahmezustand, der möglichst ohne tiefgreifende Veränderung „durchgestanden“ werden soll. Arbeit wird in diesem Zusammenhang häufig als Beschäftigung oder Alltagsstruktur geschätzt – entweder als Abwechslung, als Gelegenheit zur Kontinuität (z. B. wenn ein ähnlicher Beruf wie draußen ausgeübt wird), oder als interessantes neues Feld, das jedoch selten strategisch mit Zukunftsplänen verknüpft wird. So etwa Andreas, der seine Ausbildung zwar mochte, sie aber eher als persönliche Abwechslung und weniger als gezielte Vorbereitung auf die Entlassung beschrieb: Wie viele, der über 30-jährigen Erstinhaftierten hatte außerhalb des Gefängnisses eine relativ stabile Karriere, zu der er zurückkehren wollte. Jüngere Erstinhaftierte, die noch keine abgeschlossene Ausbildung hatten, entschieden sich in einigen Fällen für eine Ausbildung in einem bereits bekannten Bereich – eine eher praktisch orientierte Entscheidung: weniger als bewusste „Wende“, sondern als erste Form von Stabilisierung.

Demgegenüber berichten wiederholt Inhaftierte häufiger von einem bewussten Schnitt. Arbeit wird hier öfter mit einem „Neuanfang“ verknüpft, mit der Idee, sich dauerhaft zu verändern – beruflich wie persönlich. Damit dies jedoch geschehen kann, muss man zunächst die Vorstellung verinnerlichen, dass Veränderungen notwendig sind: sei es in der eigenen Einstellung, dem Verhalten oder in Bezug auf Qualifikationen und Chancen. Viele berichteten, dass dies während der ersten oder sogar zweiten Haftphase oft nicht der Fall war.

Ein besonders eindrückliches Beispiel ist Helena: Nach ihrer ersten Inhaftierung schilderte sie die Haftzeit rückblickend als „Zeit absitzen“ ohne echten Lerneffekt. Erst bei ihrer zweiten Inhaftierung nahm sie gezielt an einer Maßnahme teil, erwarb neue berufliche Qualifikationen und fand nach der Entlassung eine Arbeit, die ihr gefiel und auf die sie stolz war. Ihre Rückkehr in Haft erfolgte nicht wegen neuer Delikte, sondern wegen unbezahlter Schulden aus ihrer früheren Haftzeit. Insgesamt hatte sie das Gefühl, sowohl während ihrer zweiten Haftstrafe als auch durch ihre Arbeitserfahrung nach der Haftentlassung genügend nützliche berufliche und soziale Kompetenzen erworben zu haben – auch wenn zum Zeitpunkt des Interviews unklar war, ob sie zu ihrem früheren Arbeitgeber zurückkehren konnte.

Die Mehrfachinhaftierten die über ihre Erfahrungen gesprochen habe beantworteten Fragen zu ihren Arbeitserfahrungen nach der Entlassung, taten dies jedoch meist vage oder „abgeschwächt“ und wechselten schnell zu Geschichten über ihre persönlichen Fähigkeiten und Kompetenzen und darüber, wie diese ihnen helfen würden, nach ihrer bevorstehenden Entlassung einen Arbeitsplatz zu finden. Tims zurückhaltende Erzählweise ist ein klares Beispiel dafür:

Ja, habe ich draußen gearbeitet, nicht immer. Also muss ich auch sagen, ich hatte auch arbeitslose Zeiten dazwischen, bin ich ganz ehrlich. (Interview mit Tim, S. 12)

Er wechselte sofort zu seinen Strategien für die Arbeitssuche und erklärte insbesondere, dass er lieber auf seine sozialen Kompetenzen setze und Arbeitgeber persönlich anspreche, anstatt sich auf Lebensläufe oder formelle Bewerbungen zu verlassen. Er skizzierte zwar die verschiedenen Arbeitgeber, die er in dieser Zeit hatte, doch diente dies eher als Chronik denn als zusammenhängende Erzählung, deren einzige wichtige „Funktion“ darin bestand, zu erklären, wie er sich trotz seiner Verurteilung, die ihn generell von seinem früheren Beruf ausschloss, auf seine persönlichen Fähigkeiten verlassen konnte, um Arbeit zu finden.

Ein besonders langjähriger Inhaftierter, Olaf, berichtete aus der Perspektive eines Lebens, das über weite Strecken im Strafvollzug verbracht wurde. Seine Erfahrungen (darunter Haftzeiten sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik) erlauben einen seltenen Langzeitblick auf Wandel und Kontinuität im Strafvollzug. Zwar ist seine biografische Situation aufgrund der Länge seiner Freiheitsstrafe nicht direkt mit den Erfahrungen kürzer einsitzender Personen vergleichbar, doch bieten seine Erzählungen aufschlussreiche Einblicke in strukturelle Leerstellen, insbesondere im Übergangmanagement. Olaf schilderte, dass es bei früheren Entlassungen keinerlei strukturierte Unterstützung gegeben habe: Übergangmanagement habe er nicht erlebt, vielmehr habe er sich, wie er sagte, „auch selber gekümmert“. Dieses wiederholte Alleingelas-

sensein beim Übergang zurück ins Leben draußen habe es erschwert, nachhaltige Stabilität zu erreichen, ein Muster, das letztlich auch zu weiteren Inhaftierungen führte.

Olafs Fall verdeutlicht, wie prekär der Übergang aus der Haft sein kann insbesondere wenn institutionelle Unterstützung fehlt bzw. nicht wahrgenommen wird und die eigene Biografie durch wiederholte Brüche geprägt ist. Gleichzeitig zeigt er, dass auch unter Bedingungen langjähriger Inhaftierung Arbeitsbeziehungen aufgebaut und ein gewisses Maß an Eigenmotivation entwickelt werden kann, allerdings oft trotz und nicht wegen des Systems. Auch Patrick, der bereits eine frühere Haftstrafe verbüßt hatte, berichtete rückblickend von einem Mangel an struktureller Unterstützung nach seiner damaligen Entlassung. Da er formal als Untersuchungshäftling galt, habe er an keinem Resozialisierungsprogramm teilnehmen können und sei „ohne Entlassungsvorbereitung“ freigekommen. Nach eigener Darstellung war er im Umgang mit Ämtern und Anträgen überfordert – in seinem früheren Leben habe er immer einfach gearbeitet, „ohne sowas machen zu müssen“. In der Zeit nach seiner Entlassung sei es ihm jedoch nicht gelungen, wieder in Arbeit zu kommen. Mit zunehmender Frustration habe sich bei ihm das Gefühl eingestellt, dass er mit den Anforderungen nicht mehr mithalten konnte; er sprach davon, irgendwann einfach „resigniert“ zu haben. Auch wenn er seine spätere Rückkehr in Haft selbstkritisch betrachtete, wurde deutlich, dass fehlende Vorbereitung und mangelnde Unterstützung aus seiner Sicht eine zentrale Rolle gespielt hatten.

Auch in Patricks Fall wurde deutlich, dass Arbeit allein selten als Schutz vor Rückfälligkeit verstanden wurde, sondern vielmehr als Symptom einer umfassenderen Stabilität: Wer es schaffe, regelmäßig zu arbeiten, Anträge zu stellen, Therapieangebote wahrzunehmen und mit Behörden zu kooperieren, zeige damit vor allem, dass er sein Leben „im Griff“ habe. Umgekehrt wurde das Scheitern an diesen Herausforderungen – etwa durch Überforderung, Drogenprobleme oder fehlende Unterstützung – nicht als individuelle Schwäche, sondern als Anzeichen für einen drohenden Rückfall gewertet. In diesem Sinn war Arbeit nicht der Ursprung der Resozialisierung, sondern ein Indikator für ihre Wahrscheinlichkeit.

Gleichzeitig wurde deutlich, dass wiederholte Inhaftierungen nur dann als hilfreich erlebt werden, wenn sie als Wendepunkt fungieren – etwa als letzte Warnung oder Anstoß zur Reflexion. Mehrfach beschrieben Interviewpartner, wie nicht die Haft selbst, sondern erst der Moment der Einsicht, oft aus eigener Frustration oder Erschöpfung, zur Veränderung führte. Diese Funktion wurde jedoch nicht als automatische Folge weiterer Strafen verstanden, sondern als etwas, das sich in Ausnahmefällen ergibt: eine Möglichkeit, aber kein systemischer Effekt. In den Worten vieler: Wer sich ändern will, findet Wege – aber die Umstände helfen selten dabei.

7.3 Was bleibt vom Beruf? Brüche und Neuanfänge

Einige Erzählungen betonten, dass die Brüche in der Erwerbsbiografie nicht nur durch die Haft, sondern auch durch externe Faktoren wie Krankheit, psychische Belastungen, militärische Erfahrungen oder Arbeitsunfälle bedingt waren. Die Phasen zwischen den Inhaftierungen wurden dabei selten als kohärente „Zwischenzeit“ reflektiert, sondern eher als Aneinanderreihung einzelner Jobs, Orientierungsphasen oder unfreiwilliger Auszeiten, häufig jenseits formaler Qualifikationspfade oder beruflicher Kontinuität. In einigen gemeldeten Fällen beruhten die nachfolgenden Inhaftierungen nicht ausschließlich auf neuen Vorfällen oder Straftaten, sondern waren vielmehr auf ausstehende Anklagen aus der Zeit vor einer früheren Inhaftierung zurückzuführen. In anderen Fällen waren sie die Folge von Bewährungswiderruf oder Ersatzstrafen bzw. Geldstrafe, die laut dem Befragten (direkt oder indirekt) aus einer früheren Inhaftierung resultierten.

In mehreren Fällen wurde erwähnt, dass ursprünglich absolvierte Ausbildungen, oft in handwerklich-technischen Berufen, aufgrund körperlicher Einschränkungen, Verletzungen oder sich verändernder Lebensumstände nicht weiter ausgeübt werden konnten. In einigen Fällen wurde Drogenmissbrauch als Ursache für berufliche Instabilität genannt. Diese biografischen Einschnitte führten teils zu neuen Wegen, etwa in Form einer Ausbildung im Strafvollzug, die als Neuanfang oder notwendige pragmatische Anpassung verstanden wurde. Doch auch wenn vereinzelt sinnstiftende Bezüge zwischen alten und neuen Tätigkeiten hergestellt wurden blieb eine durchgehende berufliche Linie in den Erzählungen oft aus. Die Interviewten stellten ihre Arbeitserfahrungen eher nebeneinander als in einen kausalen oder aufsteigenden Zusammenhang.

Zudem unterschieden sich die Bewertungen institutioneller Unterstützungsangebote wie der Agentur für Arbeit deutlich. Während einige Befragte äußerten, dass Umschulungen oder neue Qualifikationen grundsätzlich erreichbar seien, „wenn man nur will“, beschrieben andere ihre Erfahrungen mit kurzfristiger Zeitarbeit oder Maßnahmen als zynisch und frustrierend (Padavic, 2005). In diesen Erzählungen wurden Zeitarbeitsfirmen weniger als Übergang, sondern als Sackgasse dargestellt: Orte ohne Entwicklungsperspektive, in denen man leicht ersetzbar sei und wenig dazulerne. Der subjektive Unterschied lag dabei weniger in den realen Angeboten als in den Möglichkeiten, sich selbst in diesen Kontexten als handlungsfähig und kompetent zu erleben. Manche sahen sich in der Lage, Chancen zu erkennen und zu nutzen, etwa durch strategische Bewerbungsgespräche oder soziale Kompetenzen, während andere das Gefühl hatten, von anonymen Systemen „durchgeschoben“ zu werden.

Nach der Entlassung habe ich mir so die ersten Erfahrungen über Zeitarbeitsfirmen gemacht. Das Arbeitsamt tut ja nichts anderes vermitteln, bin ich ehrlich. Ich hatte

Stellenangeboten nur Zeitarbeitsfirmen, keine richtigen Firmen. Da hatte ich so die ersten drei, vier Jahre Erfahrung gesammelt in verschiedenen Firmen. (Interview mit Felix, S. 15)

Auch wenn Felix von positiven persönlichen Entwicklungen in dieser Phase seines Lebens berichtete, machte er deutlich, dass die wirtschaftliche Abhängigkeit von Zeitarbeitsfirmen nicht die Art von Stabilität bot, die man mit „Resozialisierung“ assoziieren würde. Zur Vergütung erklärte er:

Man kommt klar. Es ist zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel... man konnte leben. Man hat damit nicht gelebt, aber man konnte damit leben. (Interview mit Felix, S. 15)

Einige Befragte verfügten vor der Inhaftierung über keine abgeschlossene Berufsausbildung und beschrieben ihre Erwerbsbiografie als bruchstückhaft oder durch Gelegenheitsjobs geprägt. Für sie bot die Teilnahme an einer Ausbildung im Vollzug eine seltene Möglichkeit, erstmals eine formale Qualifikation zu erlangen – jedoch nicht immer aus inhaltlichem Interesse oder dem Wunsch nach fachlicher Entwicklung. Vielmehr wurde der Erwerb eines Abschlusses häufig strategisch verstanden: als Weg, sich nach der (bzw. dieser) Entlassung zumindest als „Quereinsteiger“ positionieren zu können.

So etwa bei Jan, einem Mann um die 40, der während seiner ersten Inhaftierung über keine nennenswerte formelle Arbeitserfahrung verfügte. Die Haftzeit stellte für ihn einen deutlichen Einschnitt dar, den er als Warnsignal verstand und als Anlass nahm, seine berufliche Orientierung grundlegend zu überdenken. Auf die Frage, was ihm an seiner derzeitigen Ausbildung gefalle, antwortete er:

Zum einen die Bearbeitung an sich. Ich bin da doch relativ ungeduldig. Und im Grunde liegt das auch weniger in meinem Interessenbereich. Also ich nehme das in erster Linie mit so als Chance, eventuell wenn ich irgendwo als Quereinsteiger reinkomme, dass ich bei der Geldverhandlung sagen kann, ich bin nicht ungelernt, ich bin Quereinsteiger. Und ja, damit ich halt was in der Hand habe, wenn ich hier rauskomme. (Interview mit Jan, S. 3)

Diese strategische Sichtweise war insbesondere bei Erstinhaftierten verbreitet, die die aktuelle Haft als potenziellen Wendepunkt betrachteten. Im Kontrast dazu äußerten sich andere, die bereits mehrfach inhaftiert waren, deutlich ernüchterter; insbesondere wenn frühere Ausbildungsversuche oder Umschulungen keinen stabilen beruflichen Weg eröffnet hatten.

Einige Wiederholungstäter sprachen von jeder Entlassung als einem Neuanfang – einem, der mit zunehmender Dauer und Häufigkeit der Inhaftierungen jedoch immer schwieriger wurde. Olaf, der seit DDR-Zeiten mehrfach inhaftiert war und den Groß-

teil seines Erwachsenenlebens im Strafvollzug verbracht hat, beschrieb eindrücklich, wie sehr sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zwischen seinen Haftzeiten verändert hatten. In Anlehnung an die Theorien von Rosa (2017) (Giddens, 1991) sprach er davon, dass die „Außenwelt“ immer schneller zu werden scheint: neue Technologien, beschleunigte Kommunikation, sich wandelnde soziale Dynamiken. Dieses Erleben der Beschleunigung und des Stillstands zugleich verstärkte das Gefühl, „abgekoppelt ... vom Leben draußen komplett“ zu sein.

Solche Erfahrungen können die Motivation oder das Selbstvertrauen, sich erneut in die Gesellschaft und in den Arbeitsmarkt einzugliedern, erheblich beeinträchtigen, besonders dann, wenn frühere Versuche gescheitert sind oder als bedeutungslos empfunden wurden. In mehreren Fällen wurde die Fähigkeit zur erfolgreichen Wiedereingliederung rhetorisch auf jüngere Straftäter beschränkt, wobei einige der Meinung waren, dass ihnen Vorrang eingeräumt oder ihnen die Teilnahme an Bildungs- und Berufsbildungsprogrammen ermöglicht werden sollte:

Ich denke..., dass gerade auch die Jüngeren, die keine Ausbildung, keine schulische Leistung bisher vollbracht haben ... immer erstmal in den Vordergrund gezogen werden sollten. Die sollten die Chance hier drinnen nutzen, wahrnehmen und auch angeboten bekommen. (Interview mit Caro, S. 31)

Zwei narrative Leitlinien lassen sich in vielen Erzählungen erkennen; teils klar getrennt, teils überlappend oder miteinander verflochten. Unabhängigkeit oder Selbstständigkeit wurde von vielen Befragten hoch geschätzt, oft bis hin zur rhetorischen Abwertung oder Leugnung der Existenz von Unterstützungsstrukturen, zumindest dann, wenn diese nicht als aktiv selbstbestimmte Entscheidung dargestellt werden konnten. Daneben waren auch Berichte über strukturelle Hindernisse, Ausgrenzung und fehlende Unterstützung weit verbreitet, bezogen sowohl auf die konkrete Situation in der JVA als auch auf Wirtschaft, Politik oder Gesellschaft im Allgemeinen.

Mit teils erheblichen Abweichungen wurde Ersteres oft auf die eigenen Erfahrungen, Entscheidungen und Zukunftspläne angewandt, während Letzteres sich meist auf „die anderen“, die Institutionen oder auf das System insgesamt bezog.

Auf die Frage, welche Unterstützung er für den Wiedereinstieg in die Gesellschaft für nützlich oder notwendig hält, antwortete Moritz beispielsweise:

Eigentlich keine. Also ich bin eigentlich ziemlich selbstständig... Wobei ich Problem hatte, war Termine einzuhalten... aber da arbeite ich eigentlich schon hier dran. Also hier kriege es ja auch hin, also werde ich es draußen auch hinkriegen. (Interview mit Moritz, S. 17)

Obwohl klar war, dass er seine Erfolge und seine Entwicklung als etwas ganz Individuelles und Persönliches betrachtete, erwähnte er kurz darauf spontan, dass er nicht nur durch bestehende Netzwerke unterstützt wurde, sondern auch vorhatte, diese Veröffentlichung fortzusetzen:

Also ich habe eine Sozialarbeiterin von [Verein], die mich unterstützt, die mich unterstützen würde, auch jetzt hier. Und ich denke mal, die ersten paar Wochen werde ich mich bestimmt auch öfter mal an sie wenden. Aber jetzt so, ja, an sich komme ich, denke ich, dann hoffentlich auch alleine zurecht. (Interview mit Moritz, S. 18)

Simon, als er zu seinen Plänen nach seiner Entlassung befragt wurde, wechselte allmählich von einer subjektiven optimistischen Haltung hinsichtlich seiner eigenen Chancen zu einer allgemeinen Kritik an der finanziellen Situation (anderer) Gefangener, wobei er sich stark auf die „rhetorische Du“ stützte:

Ich weiß, dass ich in meinem alten Beruf auf jeden Fall wieder eine Stelle finden werde, weil Speditionskaufleute werden gesucht wie bekloppt, sage mal so, und mein Sozialdienst hat mir gesagt, also wenn ich sage Speditionskaufmann hier, der hat auch Arbeitserfahrung und so weiter und so fort, das ist kein Problem. Das Einzige, was wirklich frustrierend ist, wo wir noch mal kurz auf das Thema Geld kommen, hier in der Anstalt ist eben die Bezahlproblematik. Also das ist ein ganz großes Problem bezüglich der Rentenversicherung. Ich glaube, es geht nicht mehr so darum, dass die Gefangenen keine Masse an Geld zur Verfügung haben. Ich meine, mit den 100 und paar zerkloppten Euro kommt man hin. Mein persönliches Problem ist einfach, dass ich in der Zeit, in der ich in Haft bin, nicht in die Rentenversicherung einzahle. Das heißt, da kommst du immer näher in Richtung Altersarmut, gerade als Langzeithaftierter hast du dann irgendwann ein Problem, wenn du rauskommst, dass du dann vor der Altersarmut stehst. Weil du kannst ja auch aufgrund der geringen Menge, die du hier verdienst, auch nichts ansparen. Das geht ja nicht. Also wie willst du das machen? (Interview mit Simon, S. 20)

In fast allen Fällen äußerten sich die Befragten optimistisch über ihre Pläne für die Zeit nach der Entlassung und begründeten diese mit verschiedenen Strategien zur Arbeitssuche und -sicherung, ihren tatsächlichen Fähigkeiten und Qualifikationen oder bestehenden Plänen bzw. sozialen Kontakten. Die angegebenen Pläne variierten jedoch erheblich, von konkreten Stellenangeboten, die bereits vorlagen, oder der Möglichkeit, zu einem früheren Arbeitgeber zurückzukehren, bis hin zu vagen und unkonkreten Vorstellungen, in einen neuen Berufszweig einzusteigen, wobei die Erfolgsaussichten weitgehend mit einem angegebenen „Interesse“ oder „Motivation“ begründet wurden.

Der Arbeitskräftemangel wurde oft auf diesen allgemeinen Optimismus zurückgeführt, auch wenn anschließend darüber berichtet wurde, wie Gefangene stigmatisiert oder ausgegrenzt werden können. Häufig wurde die Notwendigkeit von Qualifikationen betont, weniger um Kompetenzen nachzuweisen, als vielmehr um zu zeigen, dass man fähig ist. Zwar äußerten einige Zweifel daran, wie wertvoll eine Qualifikation oder Ausbildung innerhalb der JVA von potenziellen Arbeitgebern angesehen würde, doch sahen die meisten dies weniger als Problem und betonten insbesondere, dass positive Leistungen während der Haft die Stigmatisierungseffekte bei der Arbeitssuche möglicherweise aufwiegen könnten.

Es wird deutlich, dass zwei unterschiedliche Motivationen miteinander verschränkt sind: Einerseits geht es um eine minimale symbolische Aufwertung im Feld der Arbeitssuche: „nicht ungelernt“ zu sein wird als rhetorischer Vorteil verstanden. Andererseits geht es um die konkrete Hoffnung, mit einem Stück Papier in der Hand überhaupt in Bewerbungsgespräche oder Einstiegspositionen zu kommen. Die Ausbildung dient damit nicht der Professionalisierung im engeren Sinne, sondern eher der Herstellung eines vermittelbaren Selbstbildes im Kontext prekärer Beschäftigungsmöglichkeiten.

Diese ambivalenten Narrative schließen an die zuvor beschriebenen biografischen Brüche und Rückkehrerfahrungen an und verdeutlichen, wie eng persönliche Deutungen, strukturelle Bedingungen und institutionelle Anforderungen miteinander verwoben sind, besonders im Hinblick auf Arbeit als zentrales Deutungsangebot im Strafvollzug.

Solche kontrastierenden Perspektiven verweisen nicht nur auf unterschiedliche Erfahrungen mit dem Arbeitsmarkt, sondern auch auf divergierende Narrative von Selbstwirksamkeit, Anerkennung und beruflicher Identität, sowohl im Übergang aus der Haft als auch in der Zeit davor. Während einige sich eher als „Steuernde“ ihrer Erwerbsbiografie präsentierten, sahen sich andere als Reagierende auf äußere Umstände, ökonomische Brüche oder institutionelle Hürden. Obwohl dies nicht immer ausdrücklich so formuliert wurde, wurde die Fähigkeit, selbstständig oder für kleine Unternehmen zu arbeiten, die oft durch familiäre Bindungen aufrechterhalten wurde, als eine Möglichkeit angesehen, den zunehmend entfremdenden Bedingungen in großen Industrieunternehmen zu entgehen insbesondere für diejenigen, die eher mit befristeten Verträgen oder Zeitarbeit in Frage kommen. Gemeinsam ist vielen jedoch die Notwendigkeit, sich in einer Arbeitswelt zu orientieren, in der klassische Modelle der Karriere zunehmend durch prekäre, fragmentierte Verläufe ersetzt werden.

8 Arbeit im Gefängnis: abschließende Gedanken von arbeitenden Gefangenen

Arbeit wurde fast durchweg positiv bewertet, oft als „charakterbildend“, wenn nicht sogar als gute Möglichkeit, sich die Zeit zu vertreiben und dabei etwas Geld zu verdienen.

Man baut eher sein soziales Umfeld auf. Und ein Mensch tut sich entwickeln, auch vom Charakter her. Und ich denke mal... man kommt nicht immer mit den Leuten klar, und draußen ist es genauso. (Interview mit Felix, S. 23)

Die in sächsischen Anstalten angebotenen Arbeitsmöglichkeiten wurden mit einigen Ausnahmen allgemein gelobt und insbesondere wegen ihrer Vielfalt geschätzt. Die Beschäftigten betonten, dass sie die Auswirkungen ihrer Arbeit sehen konnten, sei es durch die aktive Mitarbeit bei der Instandhaltung der Einrichtung (z. B. als Hausarbeiter, Küchenpersonal oder in der Werkstatt), durch die Ergebnisse oder die Produktivität (insbesondere in den Betrieben, die Möbel oder Druckerzeugnisse herstellten, sowie in der KfZ-Werkstatt) oder meist einfach durch die effektive Teamarbeit und die „Augenhöhe“ im Umgang mit dem Personal.

Gleichzeitig wurde die Arbeit selbst seltener direkt mit zukünftigen Chancen in Verbindung gebracht, und die positive Bewertung bestimmter Tätigkeiten wurde oft speziell mit der Haftzeit in Verbindung gebracht. Die direkten positiven Auswirkungen der Arbeit nach der Entlassung wurden am deutlichsten in Fällen einer „Auffrischung“ bei denjenigen angegeben, die eine ähnliche Tätigkeit wie vor der Haft ausübten oder eine Ausbildung absolvierten, die entweder bereits abgeschlossen war oder ihre vorhandene Berufserfahrung ergänzte.

Neben persönlichen Erzählungen wurden auch viele allgemeine Aussagen über den Zustand der Arbeit in den Anstalten gemacht: moralische Bewertungen, politische Forderungen oder pragmatische Einschätzungen. Trotz vieler Kritikpunkte sahen sie die Idee der Arbeit weitgehend als etwas Positives an, oft in Verbindung mit der Vorstellung, dass die Gefangenen sich anstrengen müssen, um weitere Unterstützung zu erhalten.

Wer arbeiten will, der kann arbeiten. Und hier nur auf der Zelle zu sitzen und auch nichts zu machen, der hat auch draußen keine Chance... Der wird sich immer damit abfinden, vom Staat abhängig zu sein. Und das wollen viele nicht. Man muss sich eben das erarbeiten, um vom Staat draußen was zu bekommen. Man muss hier zwei Jahre am Stück arbeiten, um draußen ein Jahr Arbeitslosengeld zu bekommen. Man kriegt ja nichts geschenkt, man muss sich das eben auch erarbeiten. (Interview mit Benjamin, S. 19)

Viele der Befragten schienen in einem klassischen Double-Bind-Dilemma (Bereswill, 2004) zu stehen: Einerseits wird im Rahmen von Resozialisierung oft die Erwartung vermittelt, selbstständig, leistungsfähig und eigenverantwortlich zu handeln, insbesondere im Hinblick auf Arbeit und finanzielle Unabhängigkeit. Andererseits bleibt die Realität des Strafvollzugs sowie die Wiedereingliederung ohne externe Unterstützung (durch Familie, Sozialdienste oder Arbeitgeber) kaum zu bewältigen. Die daraus resultierende Spannung zwischen dem Ideal der Selbstverantwortung und der faktischen Notwendigkeit, Hilfe anzunehmen, kann als kommunikatives Paradox beschrieben werden, das das Narrativ vieler Interviews prägt.

In vielen Fällen lassen sich unterschiedliche Deutungsmuster je nach Sprechposition erkennen: Wenn es um die eigene Situation ging, betonten viele ihre Leistungsbereitschaft, ihre Eigeninitiative und ihre Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Wenn sie jedoch über andere Gefangene sprachen – oder über das System insgesamt –, artikulierten sie häufiger strukturelle Kritik, Frustration und Ohnmacht. Diese Verschiebungen verweisen auf eine komplexe kommunikative Dynamik, in der sich individuelle Erfahrung, normative Erwartungen und institutionelle Rahmenbedingungen überlagern.

Die Entscheidung vieler, nicht zu arbeiten, wurde dann nicht immer als irrational angesehen, selbst wenn dieselben Redner ihre positiven Eigenschaften gerade durch ihre eigene Entscheidung, zu arbeiten, unter Beweis stellten.

Ja, ich bin hier bei der ganzen Sache Arbeit im Gefängnis. Arbeit im Gefängnis sollte sich auch für Gefangenen wieder lohnen. Und da müsste man vom Gesetz her mal was daran drehen, dass es vielleicht mal mehr wird, dass man sagt, der Gefangene kann sich hier was ansparen, dass er nicht draußen gleich wieder vom Staat abhängig ist oder wieder in Chaos bricht. Und so ist es ja, wenn man raus geht und hat nichts. (Interview mit Olaf, S. 29)

Einige sahen in der Notwendigkeit von Geld eine Voraussetzung für die Motivation der Gefangenen, effektiv zu arbeiten, und sahen in den Möglichkeiten, ohne Arbeit „auszukommen“, ein Hindernis für die Resozialisierung der anderen.

Ich meine, es gibt ja auch Gefangene, die sagen, ich möchte gern Geld verdienen, um was rauszuschicken an die Familie oder weil ich neu anfangen muss, wie es in meinem Fall zum Beispiel ist. Aber es gibt halt auch Gefangene, die sagen, das Geld ist mir egal, ich werde von draußen unterstützt. Wenn ich aber weiß, die werden von draußen unterstützt und denen ist das Geld egal, da weiß ich halt auch, die würden sich auch diese Mühe nicht geben. Und deshalb würde ich auch diejenige auch nicht

*empfehlen [für eine Arbeitsstelle] . Weil ich denke, das würde nach hinten losgehen.
(Interview mit Caro, S. 8)*

Drogen wurden als massives Problem genannt: in der Regel wurden sie anderen zugeschrieben, insbesondere Nicht-Arbeitern, aber Patrick sprach besonders offen über seine eigenen Probleme mit Drogen. Er war der Meinung, dass die Therapievorbereitungsstation, in der er sich befand, und seine derzeitige Ausbildung sich gut ergänzten und es ihm ermöglichten, eine Routine zu entwickeln, um „an sich selbst zu arbeiten“. Sein Hauptkritikpunkt war, dass viele Menschen mit der Zeit die Motivation verlieren, weil sie keine signifikanten Verbesserungen oder Belohnungen sehen, und er machte Vorschläge, wie das durch gute Arbeit und persönliche Fortschritte gewonnene Vertrauen direkter in motivierende Ergebnisse umgesetzt werden könnte.

Ja, die Motivation ist da, aber die könnte etwas höher sein, wenn man ein paar Stufen hätte, wo man zum Beispiel Lockerungen kriegen könnte, so Gruppenausgänge, dass man auch ein Ziel hat. Dass man in dieses Leben wieder reinkommt. Kommt auch auf die Haftstrafe drauf an. Die meisten haben ja verschiedene Haftstrafenlängen. Und den Ansporn geben, clean zu bleiben, dass ich dann Lockerungen habe, das sich das nicht kaputt zu machen. Weil du kriegst dann den Status weggenommen, sobald du wieder genommen hast und dann einen positiven Test abgibst. Dann wird das genommen. So ist da eine gewisse Art und eine eigene Motivation da, das behalte ich, also nehme ich nichts. (Interview mit Patrick, S. 7)

Die Vorstellung, dass die Arbeit der Gefangenen durch und durch ineffizient sei oder nur zu Resozialisierungszwecken erfolge, wurde häufig mit dem Argument kritisiert, dass die Arbeit in den Gefängnissen zur Herstellung nützlicher Produkte verwendet werde, die oft mit Gewinn verkauft würden (Zatz, 2008).

[Überbrückungsgeld] könnte mehr sein. Man sollte vielleicht auch versuchen, überhaupt mehr Lohn und dann zu sagen, jetzt hast du die Möglichkeit und wir gucken da mal mit drauf, dass du anfängst, Schulden zu begleichen. Dass man schuldenfrei ist, wenn man aus der Entlassung ist. Oder auch wie Schmerzensgeld oder wenn die Männer, die hier arbeiten, da stehen und würden gerne, können aber nicht, dass die vielleicht mehr verdienen. Die machen ja eine ordentliche Arbeit, das sollte man mal sehen, das Zeug wird ja auch draußen genutzt. (Interview mit Olaf, S. 29)

Eine häufige Sorge war, dass der Zugang zu jeglichen Annehmlichkeiten von der Öffentlichkeit als „Luxus“ angesehen wurde, der Kriminellen gewährt wird. Dies wurde als potenzielles Hindernis für die Wiedereingliederung und Resozialisierung angesehen, da das Stigma, ein ehemaliger Gefangener oder Straftäter zu sein, das Schlimmste ver-

muten ließ, während die Gefangene selbst schnell zwischen verschiedenen Arten von Straftaten unterschieden:

Man will doch auch mal eine Cola trinken. Ich kriege hier alle 10 Tage eine Butter und alle 10 Tage einmal 10 Beutel Tee. So, alle 10 Tage. Und irgendwo hat man auch mal das Verlangen, mal ein Wasser zu trinken oder mal eine Cola zu trinken. Das heißt ja nicht, weil ich jetzt hier bin, bin ich ein schlechter Mensch oder sowas. Ich habe doch keine Sexualverbrechen gemacht oder jetzt, weil ich mal was geklaut habe oder sonst was, alles über einen Kamm zu scheren. Ja gut, das ist halt so. Jeder in seinem Leben hat mal irgendwas geklaut. (Interview mit Bodo, S. 9)

Die Idee, zu arbeiten, um die Zeit im Gefängnis zu überbrücken, wurde im Allgemeinen positiv gesehen, insbesondere als Möglichkeit, (besser) zu lernen, die eigenen Finanzen zu verwalten und vorausschauend zu planen. Das heißt, der Mangel an wirksamen Alternativen zur Arbeit oder zur Berufsausbildung wurde in der Regel als weniger kritisch angesehen als der potenzielle Bedarf an „anspruchsvolleren“ und relevanteren Arbeitsplätzen, obwohl, wenn die Arbeit die Haupttätigkeit sein sollte, es als wichtig angesehen wurde, dass sich die Gefangenen nicht ausgenutzt oder benachteiligt fühlen. Wie die vorangegangenen Äußerungen von Bodo jedoch nahelegen, waren viele von der (vermuteten oder interpretierten) übergreifenden Konnotation frustriert, dass die Gefangenen für den Zugang zu „grundlegenden“ Produkten wie Cola, Wasser oder Tee dankbar sein sollten, auch wenn sie in der Regel arbeiteten, um dafür verhältnismäßig hohe Preise zu zahlen.

Die Anstalt versucht schon, dem Strafgefangenen irgendwie den richtigen Weg zu zeigen, geh arbeiten oder so. Da gibt es eine Gruppe, ich weiß nicht, wie das heißt, Berufsberatung oder so, dann gehst du hin und tust Fragen beantworten oder die fragen, was kannst du dir vorstellen. Die schauen da schon ein bisschen. Aber ich meine, bei manchen ist es einfach hoffnungslos, die sagen einfach nein. (Interview mit Peter, S. 11)

Arbeit wurde für viele trotz fehlender Arbeitspflicht als im Wesentlichen obligatorisch dargestellt, und sei es nur aus dem Grund, dass sie nur wenig Taschengeld verdienten.

Das ist weniger, als ein 15-jähriger Teenager kriegt. Die kriegen 100, 150 im Monat. Ich meine, für Taschengeld, wie soll man Klamotten kaufen? 40 Euro. Das kostet, da kriegst du dann nicht mal eine Hose für, übertrieben gesagt. Wie soll man das machen? Und das ist eben halt so eine Geschichte. Durch sowas entstehen dann halt eben auch Geschäftsmachereien. Durch sowas wird dann halt gefordert, hier, ich muss das so machen. (Interview mit Simon, S. 23)

Helena, die aufgrund einer Ersatzstrafe trotz ihrer Arbeit in der JVA auf Taschengeld angewiesen war, sah das Geldverdienen durch Arbeit (über die 30 bis 50 Euro hinaus, die sie als Taschengeld im Monat erhielt) als:

Sehr wichtig. Weil du dann auch viel mehr dir leisten kannst. Du kannst einkaufen gehen, ohne irgendwo zu betteln. Das muss man ja auch irgendwie zurückgeben.

(Interview mit Helena, S. 17)

Das im Gefängnis verdiente Geld wurde durchgängig als zu wenig beschrieben, wobei das Ausmaß, in dem dies als „Krise“ bezeichnet wurde, von Person zu Person variierte. Mehrere Befragte sahen das tiefere Problem darin, dass es bei der Arbeit ihrer Meinung nach vor allem darum geht, sich auf die Zukunft vorzubereiten und Ersparnisse zurücklegen zu können. Die Unfähigkeit der Gefangenen, in Rentenkonten einzuzahlen, ist nach wie vor ein gängiger Kritikpunkt, wobei viele die Arbeit im Gefängnis als unwirksam ansehen, um die unvermeidliche Altersarmut zu verhindern, die zumindest bei Wiederholungstätern üblich ist.

Ich weiß, dass ich in meinem alten Beruf auf jeden Fall wieder eine Stelle finden werde, weil Speditionskaufleute werden gesucht wie bekloppt, sage mal so, und mein Sozialdienst hat mir gesagt, also wenn ich sage Speditionskaufmann hier, der hat auch Arbeitserfahrung und so weiter und so fort, das ist kein Problem. Das Einzige, was wirklich frustrierend ist, wo wir noch mal kurz auf das Thema Geld kommen, hier in der Anstalt ist eben die Bezahlproblematik. Also das ist ein ganz großes Problem bezüglich der Rentenversicherung. Ich glaube, es geht nicht mehr so darum, dass die Gefangenen keine Masse an Geld zur Verfügung haben. Ich meine, mit den 100 und paar zerkloppten Euro kommt man hin. Mein persönliches Problem ist einfach, dass ich in der Zeit, in der ich in Haft bin, nicht in die Rentenversicherung einzahle. Das heißt, da kommst du immer näher in Richtung Altersarmut, gerade als Langzeithaftierter hast du dann irgendwann ein Problem, wenn du rauskommst, dass du dann vor der Altersarmut stehst. Weil du kannst ja auch aufgrund der geringen Menge, die du hier verdienst, auch nichts ansparen. Das geht ja nicht.

(Interview mit Simon, S. 20)

Selbst unter Berücksichtigung dieser komplexen und kritischen Darstellungen von Arbeit war die Einstellung gegenüber Resozialisierung im Allgemeinen eher negativ. Wie bereits angedeutet, wurde Arbeit zwar allgemein als etwas Positives angesehen, jedoch oft als etwas, das nur denen helfen konnte, die in der Lage waren zu arbeiten, während diejenigen, die als „risikobehaftet“ oder „hoffnungslos“ galten, als arbeitsunwillig oder arbeitsunfähig angesehen wurden. Resozialisierung wurde oft als innerer Prozess der Erkenntnis und Motivation diskutiert, aber in Bezug auf institutionelle Programme waren die Einstellungen oft negativer:

Die Resozialisierung ist ja absolut in meine Augen null: hier werden keine Leute vorbereitet auf irgendwas (Interview mit Bodo, S. 4)

Die Tatsache, dass die Gefangenen befürchteten, durch das Gefängnis erheblich benachteiligt zu werden, insbesondere diejenigen, die in ihre früheren Berufe oder Branchen zurückkehren wollten, vermittelte vielen das Gefühl, dass die „Resozialisierung“ weniger ein tatsächliches Ziel als vielmehr eine Ausrede war und dass die Arbeit im Gefängnis oft keinen Sinn hatte, der über die bloße Beschäftigung hinausging: Hinzu kam die allgemein geäußerte Vorstellung, dass viele derjenigen, die durch die Arbeit tatsächlich bessere Fähigkeiten und Gewohnheiten entwickeln könnten, dieselben waren, die sich entweder weigerten zu arbeiten oder denen die Arbeit verweigert wurde.

Gleichzeitig spiegelten sich die Ideen der Resozialisierung, insbesondere im Hinblick auf die Übernahme persönlicher Verantwortung sowohl für das eigene Handeln als auch für die eigene Zukunft, in den Aussagen der Gefangenen oft in stark normativen Begriffen wider, und trotz dieser Kritik an den Resozialisierungsbemühungen im Allgemeinen wurden Bedienstete und Programmverantwortliche häufiger gelobt als kritisiert.

Insgesamt zeigen die Erzählungen aber deutlich, dass Arbeit im Strafvollzug weit über ihre praktische Funktion hinaus eine zentrale Rolle in der Aushandlung von Selbstbild, Verantwortung und sozialer Position einnimmt.

9 Diskussion und Empfehlungen

Warum arbeiten Strafgefangene?

Die Motivation zur Arbeit im Strafvollzug wird häufig auf eine einfache Formel reduziert: „Etwas zu tun haben“ und „etwas Geld verdienen“. Doch die Aussagen der Gefangenen zeigen ein weitaus komplexeres Bild. Arbeit dient nicht nur der Zeitüberbrückung, sondern ermöglicht einen gewissen *Alltagskomfort*, ein Maß an *Unabhängigkeit* und soziale *Zugehörigkeit* im Anstaltsleben. Tätigkeiten, die einer regulären Arbeit „draußen“ ähneln, werden besonders geschätzt, vor allem, wenn sie mit Vertrauen, Selbstständigkeit und einem respektvollen Umgang einhergehen. Auch das Gefühl, Teil eines Teams zu sein und Wertschätzung zu erfahren, wurde mehrfach hervorgehoben.

Dabei ging es nicht allein um materielle Vorteile. Die Arbeit wurde auch als Teil einer moralischen Ökonomie im Vollzug verstanden: Wer arbeitet, zeigt Bereitschaft zur „Besserung“: wer nicht arbeitet, wird von den anderen häufig als unwillig oder „sozial schwach“ angesehen. Diese impliziten Normen strukturieren das Gefängnisleben mindestens ebenso wie formale Anreizsysteme.

Ausbildungen spielten in mehreren Fällen eine wichtige Rolle, insbesondere wenn sie als Möglichkeit gesehen wurden, sich beruflich neu zu orientieren oder erstmals einen anerkannten Abschluss zu erwerben. Für einige, vor allem die jüngeren, Befragten bildete eine begonnene oder abgeschlossene Ausbildung die zentrale Hoffnung für die Zeit nach der Haft. Dennoch wurde Ausbildung im Strafvollzug häufig weniger als langfristige Qualifizierungsmaßnahme beschrieben, sondern vielmehr als eine Variante regulärer Arbeit, oft mit denselben Motiven (z. B. Tagesstruktur, Einkommen, Ablenkung) und ähnlichen Erfahrungen. Damit war Ausbildung für viele nicht automatisch mit klaren Zukunftsplänen verbunden, sondern wurde als ein weiteres Element im Gefängnisalltag erlebt.

Für einige stellte Arbeit zudem eine Form symbolischer Anerkennung dar, etwa durch den Erhalt von Ausbildungsnachweisen, der Möglichkeit, Kindergeldansprüche für Angehörige aufrechtzuerhalten oder späteren Anspruch auf Arbeitslosengeld zu sichern. Dennoch wurde Gefängnisarbeit von den meisten nicht primär als Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt nach der Haft wahrgenommen. Tätigkeiten wie Hausarbeit, Küchenhilfe oder Reinigungsdienste wurden nur selten mit langfristiger beruflicher Qualifikation in Verbindung gebracht; teils aufgrund fehlender Relevanz für den „draußen“ real existierenden Arbeitsmarkt, teils aufgrund fehlender Anschlussmöglichkeiten.

Auffällig ist, dass selbst Ausbildungsgänge mit anerkanntem Abschluss nur dann als „nützlich“ galten, wenn sie auf bestehende Berufserfahrung aufbauten oder konkre-

te Perspektiven eröffneten. Ohne stabile Lebensumstände und soziale Netzwerke erschien es den meisten jedoch ohnehin als wenig realistisch, eine dauerhafte Beschäftigung nach der Haft zu sichern: Arbeit im Vollzug wurde damit weniger als „Resozialisierungsmaßnahme“ denn als momentane Strategie zur Stabilisierung innerhalb des Gefängnisses verstanden.

Welche Bedeutung hat Arbeit tatsächlich für die Wiedereingliederung?

Die Erzählungen der interviewten Gefangenen offenbaren ein Spannungsfeld zwischen persönlichen Strategien, gesellschaftlichen Erwartungen und strukturellen Barrieren. Arbeit wurde in fast allen Fällen als zentraler Bestandteil von Selbstbild, Sinnstiftung und Zukunftsplanung beschrieben, nicht nur im funktionalen, sondern auch im moralischen und identitätsbezogenen Sinne. Gleichzeitig wurde deutlich, dass Arbeit allein selten genügt, um die tieferliegenden Probleme sozialer Ausgrenzung, finanzieller Unsicherheit oder institutioneller Stigmatisierung zu bewältigen. Allenfalls wird Arbeitslosigkeit mit denselben Merkmalen, Erfahrungen und Situationen in Verbindung gebracht, die auch mit einem Risiko für kriminelle Verstrickungen einhergehen, und obwohl Arbeit normativ als positive Errungenschaft dargestellt wird, wird sie von den Befragten nicht als ausreichender Faktor angesehen, um eine künftige Inhaftierung allein zu vermeiden.

Arbeit wurde als zentraler Bestandteil eines modernen, stabilen Lebens angesehen, aber nicht unbedingt als oberste Priorität für die Wiedereingliederung, sofern andere Formen der Unterstützung verfügbar waren. Die Pläne für die Zeit nach der Entlassung reichten von konkreten Vereinbarungen mit garantierten Arbeitsplätzen über allgemeine vage Vorstellungen, sich in bestimmten Branchen umzusehen, bis hin zu Plänen, die Arbeitslosenunterstützung zu nutzen, um einen Führerschein zu machen oder einfach nur die Zeit zu nutzen, um „anzukommen“.

Was braucht es, damit Beschäftigung im Strafvollzug mehr ist als bloßer Zeitvertreib?

Viele Befragte präsentierten sich als selbstständig, belastbar und initiativ – auch, um sich in einem System zu behaupten, das individuelle Verantwortung betont, aber strukturelle Benachteiligung oft ignoriert. Die Gleichzeitigkeit von Autonomie- und Anerkennungswünschen führt dabei zu widersprüchlichen Erwartungen: Man soll sich allein behaupten können, aber auch Beweise für gesellschaftliche Anpassung erbringen. Dass dies in einer zunehmend prekären Arbeitswelt geschieht, verstärkt die Ambivalenzen: insbesondere, wenn Ausbildung und Arbeit im Gefängnis nicht als „echte“ Teilhabe wahrgenommen werden.

Auch wenn einige Gefangene sich für eine Arbeitspflicht aussprachen oder diese implizit befürworteten, wurde durchweg berichtet, dass a) ein wesentliches Element der

Arbeitszufriedenheit darin bestand, dass die jeweilige Position gezielt angestrebt (oder bewusst beibehalten) wurde, und b) eine bereits vorhandene Motivation notwendig war, um effektive Arbeitsstrukturen aufrechtzuerhalten, die wiederum notwendig sind, um Arbeit zufriedenstellend oder sogar angenehm zu gestalten.

Wie können individuelle Anstrengung und strukturelle Unterstützung besser zusammenwirken?

Die Interviews legen nahe, dass positive Erfahrungen mit Arbeit im Strafvollzug stark davon abhängen, ob Gefangene sich als ernst genommen erleben, durch das Personal, durch Ausbilder:innen oder durch externe Kooperationspartner. Die Kritik an den Gefängnisstrukturen wurde weitgehend abstrakt gehalten, während die Bemühungen einzelner Mitarbeiter überwiegend gelobt wurden: Die größte Kritik an den Bemühungen des Personals bezog sich vor allem auf die Unterbesetzung und die Überlastung vieler Abteilungen, insbesondere der Sozialdienste. Diese relationalen Aspekte sollten als zentral für eine erfolgreiche Resozialisierung begriffen werden - nicht nur als Ergänzung zu institutionellen Maßnahmen, sondern als deren eigentliche Qualität.

In Anbetracht der sich wandelnden Arbeitswelt stellt sich die Frage, ob die im Strafvollzug angebotenen Tätigkeiten und Qualifizierungsmaßnahmen tatsächlich auf die Lebensrealitäten vorbereiten, die viele nach der Entlassung erwarten. Wie Beck (2016) betont, ist die Vorstellung lebenslanger Vollbeschäftigung in traditionellen Berufsbildern zunehmend überholt; gefragt sind heute vielmehr flexible, kreative oder unternehmerische Kompetenzen. Einige Gefangene äußerten im Gespräch sowohl in diesem als auch in früheren Projekten Hoffnungen, etwa mit unternehmerischen, künstlerischen oder gestalterischen Fähigkeiten nach der Haft selbstständig tätig zu werden, doch solche Potenziale finden im aktuellen System wenig strukturelle Förderung. Angebote wie Tonstudios, Medienräume oder kreative Werkstätten bestehen zwar teilweise, gelten jedoch nicht immer als formale „Beschäftigung“ und bieten nur selten Anschluss an reale formale Erwerbsperspektiven (Bielejewski, 2025; Haberkorn et al., 2016). Damit wird ein zentrales Ziel der Resozialisierung möglicherweise verfehlt: die Vorbereitung auf ein Leben in gesellschaftlicher Teilhabe, das den individuellen Stärken sowie Kompetenzen und den tatsächlichen Bedingungen des Arbeitsmarktes entspricht.

Wie können wir wissen, ob Resozialisierung gelingt?

Trotz des wachsenden Interesses an Wirkungsanalysen bleibt die praktische empirische Grundlage begrenzt. Wie Suhling et al. (2025) selbst einräumen, wirken auf die soziale Wiedereingliederung nicht nur Arbeit und Entlohnung, sondern eine Vielzahl von Faktoren von Schuldenberatung bis zu Besuchsregelungen. Der Versuch, diese Einflüsse zu „aggregieren“, um Nettoeffekte einzelner Maßnahmen zu bestimmen, ver-

weist auf ein grundlegendes Dilemma: Komplexe soziale Erfahrungen lassen sich nicht ohne Weiteres in isolierte Wirkvariablen übersetzen. Wie klassische interpretative Ansätze betonen, lassen sich zentrale soziale Prozesse wie Arbeit, Anerkennung und Teilhabe nur durch ein Verständnis ihrer subjektiven Bedeutungen erfassen (Geertz, 1973; Guba & Lincoln, 1982; Soeffner, 2014). Dieser Zugang bleibt auch für den Strafvollzug unverzichtbar.

In der internationalen kriminologischen Forschung hat sich der Fokus auf narrative Praktiken, Sinnkonstruktionen und soziale Interaktion längst etabliert (Crewe, 2009; Fassin, 2017; Schinkel, 2014). In Deutschland werden solche Ansätze zunehmend aufgenommen (Gerner & Neuber, 2024; Siefert, 2023), stoßen jedoch im Bereich der Evaluationsforschung noch häufig an strukturelle Grenzen. Dabei ist ein verstehender Zugang gerade im Strafvollzug unverzichtbar, da sich weder die Existenz noch die Bedeutung einer eigenständigen „Gefängniskultur“ eindeutig bestimmen lässt – zu stark sind die Wechselwirkungen mit gesellschaftlichen Erwartungen, individuellen Lebensläufen und institutionellen Rahmenbedingungen.

Resozialisierung kann unter diesen Bedingungen nicht als bloßer Rückweg in eine als einheitlich gedachte Gesellschaft verstanden werden, sondern muss als Aushandlung zwischen unterschiedlichen, sich überlagernden Normen und sozialen Feldern betrachtet werden (Crewe, 2009; Schinkel, 2014; Ugelvik, 2014). Wie Burke et al. (2018) betonen, ist „die soziale Wiedereingliederung [...] nichts, was der Staat selbst anordnen oder leisten kann; sie ist vielmehr eine Aufgabe und eine Funktion der Zivilgesellschaft, die der Staat jedoch zu übernehmen und zu unterstützen hat“ (15, einige Übersetzung). Die Gesellschaft hat sich so entwickelt, dass sowohl Arbeit als auch die individuelle Identität zu „Designprojekten“ (Atkinson, 2010, S. 9) geworden sind, die individuell gemanagt werden müssen. Gefangene jedoch sind wohl mehr als die meisten anderen Menschen mit widersprüchlichen Belastungen konfrontiert: Sie benötigen oft Unterstützung, stehen aber gleichzeitig unter dem Druck, Selbstständigkeit zu beweisen und zu zeigen, dass ihr Projekt der Resozialisierung bereits abgeschlossen ist und keine lebenslange Aufgabe darstellt.

Die Aufgabe der Justizbehörden, ihre eigenen Bemühungen um Resozialisierung zu bewerten und zu verbessern, kann nicht ausschließlich nach innen gerichtet sein, sondern muss eine ganzheitlichere Sichtweise beinhalten, die bei den Verbindungen zu externen Akteuren, Netzwerken und Institutionen ansetzt und die Perspektiven der am stärksten Betroffenen stark einbezieht. Wo interpretative bzw. qualitative Zugänge fehlen, droht eine einseitige Politiksteuerung auf Basis von Indikatoren, ohne hinreichende Berücksichtigung dessen, was Betroffene tatsächlich erleben und berichten (Liebling, 2011).

9.1 Zentrale Erkenntnisse des Projekts

Arbeit als ambivalente Ressource: Für viele Inhaftierte ist Arbeit ein zentraler Bezugspunkt: als strukturierender Alltag, als Möglichkeit zur Sinnstiftung oder als Symbol für Eigenverantwortung. Gleichzeitig wird sie nur selten als echte Resozialisierungsmaßnahme wahrgenommen.

Stigmatisierung als reale Hürde: Viele Befragte berichten von Vorbehalten gegenüber (ehemaligen) Strafgefangenen auf dem Arbeitsmarkt. Der Wunsch nach einer „zweiten Chance“ wird häufig geäußert – ebenso wie die Sorge, schon im Bewerbungsprozess aussortiert zu werden.

Symbolische Bedeutung von Qualifikationen: Eine abgeschlossene Ausbildung auch innerhalb der JVA dient oft nicht nur der fachlichen Professionalisierung, sondern auch der Herstellung eines „vermittelbaren Selbstbildes“ im Kontext prekärer Arbeitsmärkte sowie eine Möglichkeit, sich (symbolisch) als aktiver Teilnehmer an der eigenen „Resozialisierung“ von denen abzugrenzen, die ihren bisherigen Weg passiv fortsetzen.

Kontinuität statt Neuorientierung: Viele Befragte entwickelten während der Haft keine grundlegend neuen beruflichen Perspektiven, sondern setzten bestehende Erwerbsbiografien fort oder verstärkten frühere (teilweise prekäre) Muster (Ivins, 2024). Dies wirft Fragen nach der tatsächlichen Reichweite von „Resozialisierung durch Arbeit“ auf. Die ‚sinnvollsten‘ Arbeitsangebote kommen häufig denjenigen zugute, die bereits motiviert, qualifiziert oder besser vernetzt sind und oft schon konkrete Berufspläne hatten - was bestehende Ungleichheiten eher verstärken als abbauen kann.

Unterschiedliche Narrative von Autonomie und Struktur: Die Interviews zeigen zwei übergreifende Erzählmuster – einerseits das Ideal der Selbstständigkeit, andererseits das Erleben struktureller Ausgrenzung. Beide Perspektiven bestehen oft nebeneinander oder sind sogar miteinander verflochten. Beides kann mit den realen Zwängen und Anforderungen des Gefängnisalltags in Verbindung gebracht werden. Auch wenn sie kontextuell mit den realen Bedingungen in der Außenwelt verglichen werden könnten, werfen sie doch die Frage auf, inwieweit Gefangene darauf vorbereitet werden, ihr Leben außerhalb des Gefängnisses zu meistern, anstatt zu lernen, sich an den Gefängnisalltag anzupassen.

Rolle informeller Beziehungen: Soziale Kontakte, frühere Arbeitgeber:innen oder Unterstützer:innen werden als zentrale Ressourcen im Übergang nach der Haft genannt. Gleichzeitig wird betont, dass Respekt und Wertschätzung im Vollzug häufig nicht durch das System, sondern durch einzelne Personen ermöglicht werden.

Arbeit als Haftalltag, nicht Zukunftsplanung: Für viele war die Arbeit im Gefängnis vor allem ein Mittel zur Strukturierung des Haftalltags und zur psychischen Stabilisierung, etwa um Langeweile bzw. die „Schmerzen der Inhaftierung“ zu vermeiden, in Bewegung zu bleiben oder sozialen Kontakt zu haben. Der Blick war dabei stärker auf das Hier und Jetzt gerichtet als auf eine langfristige Perspektive. Auch wenn Tätigkeiten von draußen wieder aufgenommen wurden („zur Auffrischung“) und dies als positiv erlebt wurde, handelte es sich oft nicht um neue Entwicklungspfade, sondern um vertraute Routinen. Resozialisierung im engeren Sinne, verstanden als persönliche Transformation oder grundlegende Neuorientierung, war damit häufig nicht erkennbar. Der Kontrast zwischen den frühen Phasen der Inhaftierung, in denen die Ressourcen knapp waren und Arbeit kaum verfügbar war, und der aktuellen Situation wurde fast ausnahmslos in den drastischsten Worten beschrieben, was weiter darauf hindeutet, dass eine wichtige Motivation für die Arbeitssuche darin bestand, die phänomenologisch „nutzlose“ und emotional belastende Zeit allein in der Haftzelle zu vermeiden, und nicht in einer wohlüberlegten Entscheidung, schon frühzeitig während der Haft Pläne für die Zeit nach der Entlassung zu schmieden. Auch wenn die Bemühungen des Personals während der Erstgespräche oder Konferenzen manchmal gelobt wurden, entstand insgesamt der Eindruck, dass nicht genügend Zeit zur Verfügung stand, um mögliche langfristige Chancen zu diskutieren oder verschiedene potenzielle Beschäftigungs- oder Bildungswege zu evaluieren, abgesehen von Situationen, in denen hochmotivierte Gefangene dies proaktiv einforderten.

9.2 Empfehlungen zur Stärkung der Resozialisierungswirkung von Arbeit

Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse lassen sich einige vorsichtige Empfehlungen formulieren, die an den realen Erfahrungen und Narrativen der Inhaftierten anknüpfen:

Ausbau gezielter Übergangsmodelle zwischen geschlossenen und offenen Vollzugsformen.

Arbeitsangebote im geschlossenen Vollzug sollten verstärkt so gestaltet werden, dass sie einen konkreten Übergang in den offenen Vollzug vorbereiten und ermöglichen können, etwa durch abgestufte Verantwortungsübernahme, gezielte Weiterbildung und bereits während der Haft geknüpfte Kontakte zu Arbeitgebern oder externen Auftraggebern. Eine stärkere Nutzung des offenen Vollzugs könnte die Wirksamkeit von Arbeit als Resozialisierungsmaßnahme erheblich steigern, insbesondere wenn individuelle Entwicklungen im Haftverlauf berücksichtigt und bestehende Kompetenzen strategisch ausgebaut werden. Der Übergang in den offenen Vollzug würde dadurch nicht als abrupter Bruch, sondern als kontinuierliche Weiterentwicklung erlebbar. In Einzelfällen

könnten so sogar Übergänge in reguläre, außerbetriebliche Beschäftigung während oder unmittelbar nach der Haftzeit ermöglicht werden – etwa durch Kooperationen mit externen Betrieben oder gestufte Übernahmen nach abgeschlossener Qualifizierung.

Ein solcher gestufter Übergang kann helfen, typische Brüche beim Haftende abzufedern, die sich häufig verschärfend auf andere Herausforderungen des Übergangs auswirken – wie Wohnungssuche, Schuldenregulierung oder familiäre Neuorientierung. Wird der Übergang in Arbeit jedoch frühzeitig und verlässlich vorbereitet, können Beschäftigung und zunehmende Eigenverantwortung zu stabilisierenden Faktoren im Reintegrationsprozess werden, ohne die notwendige Flexibilität für persönliche Entwicklung und Anpassung zu beschneiden.

Beschäftigungsperspektiven realistisch und differenziert gestalten.

Die Arbeits- und Ausbildungsplanung im Vollzug sollte durch arbeitsmarktorientierte Forschung und begleitendes Monitoring ergänzt werden, um Programme anzubieten, die sowohl branchenrelevant sind als auch reale Einstiegschancen für Haftentlassene eröffnen. Dabei ist insbesondere zu berücksichtigen, dass Unterstützungsbedarf und Reintegrationschancen stark von Deliktart und gesellschaftlicher Wahrnehmung abhängen (Bolesta et al., 2022; Dollinger, 2023).

Inhaftierten sollten realistische, aber nicht entmutigende Einschätzungen zu Beschäftigungsmöglichkeiten vermittelt werden, insbesondere im Hinblick auf branchen- oder tätigkeitsbezogene Zugangshürden. Das Angebot im Vollzug sollte gezielt Tätigkeiten fördern, die unter Haftbedingungen sinnvoll erlernbar sind und Chancen auf Weiterbeschäftigung nach der Entlassung bieten, durch anerkannte Qualifikationen, niedrigschwellige Einstiege oder auch selbstständige Tätigkeiten.

Im Projekt zeigte sich, dass viele Gefangene ihre beruflichen Zukunftsaussichten v.a. auf Grundlage persönlicher Erfahrungen, Kontakten im Umfeld und einem allgemeinen „Bauchgefühl“ einschätzten. Berufliche Beratungen im Vollzug wurden selten als richtungsweisend erlebt, selbst wenn sie stattfanden. Welche Faktoren beeinflussen, welche Programme angeboten werden und wer zu welchen Wegen ermutigt wird, blieb für viele unklar. Hier besteht Bedarf an transparenterer Planung und an Rückmeldungen aus der Praxis.

Arbeitsangebote strategisch und gerecht ausbauen.

Die Erweiterung und Diversifizierung sinnvoller Arbeitsmöglichkeiten im Strafvollzug muss als zentrales Anliegen verstanden werden, nicht nur zur Strukturierung des Haftalltags, sondern als tatsächlicher Beitrag zur Resozialisierung. Derzeit dominiert ein defizitgetriebener Pragmatismus: Gefangene nehmen häufig jede verfügbare Tätig-

keit an, nicht aus strategischer Zukunftsorientierung, sondern um der Langeweile und dem existenzbedrohenden Taschengeldniveau zu entgehen. Dies verhindert langfristige Planung und verstärkt bestehende Ungleichheiten. Die strukturellen Engpässe in personeller, räumlicher und finanzieller Hinsicht sind nicht bloß verwaltungstechnische Probleme, sondern Ausdruck einer politischen Austerität, die reale soziale Chancen beschneidet oft zulasten jener, die ohnehin über weniger Ressourcen und Netzwerke verfügen. Wenn vielversprechende Gefangene für begrenzte Angebote priorisiert werden, geschieht dies häufig auf Kosten derer, die am dringendsten Unterstützung benötigen. Es braucht daher nicht nur ein Umdenken im Ressourceneinsatz, sondern auch eine ehrliche Debatte über die gesellschaftlichen Ursachen von Rückfälligkeit und Ausgrenzung. Effektive Resozialisierung kann nur gelingen, wenn Investitionen nicht als Belohnung, sondern als Grundlage verstanden werden.

Nachsorge ernst nehmen.

Der Übergang aus dem Strafvollzug in die Freiheit wird oft symbolisch als das Öffnen einer Tür verstanden: dabei fällt selten auf, dass sie sich in zwei Richtungen schließt (Travis, 2005). Wer entlassen wird, verlässt nicht nur das Gefängnis, sondern verliert auch plötzlich den Zugang zu unterstützenden Strukturen, die innerhalb der Mauern verfügbar waren. Trotz der wichtigen Rolle, die Straffälligenhilfe wie z. B. die AWO, VSR-Dresden und vergleichbare Träger in der Nachsorge spielen, zeigte sich im Projekt, dass längst nicht alle Inhaftierten über deren Angebote ausreichend informiert waren oder diese als realistische Option wahrnahmen. Viele Inhaftierte äußerten großes Vertrauen in ihre eigene Fähigkeit, nach der Entlassung eigenständig eine Arbeitsstelle zu finden selbst dann, wenn ihre Pläne eher auf Zuversicht und Hoffnung als auf konkreten Informationen oder realistischen Einschätzungen beruhten. Gleichzeitig betonten Fachkräfte im Vollzug wie in der externen Straffälligenhilfe, dass ihre Kapazitäten kaum ausreichen, um allen Bedarfen gerecht zu werden. Die strukturelle Unterfinanzierung vieler Nachsorgeeinrichtungen führt dazu, dass selbst engagierte Projekte oft nur punktuell wirken können. Effektive Wiedereingliederung braucht daher nicht nur vorbereitende Maßnahmen im Vollzug, sondern auch verbindliche Übergangsmodelle und eine nachhaltige Förderung ambulanter Hilfsangebote als Teil eines integrierten Gesamtkonzepts. Es bedarf gezielter Investitionen, um die Zusammenarbeit zwischen den sozialen Diensten im Vollzug, der Straffälligenhilfe, externen Unterstützungsnetzwerken (z. B. in den Bereichen Wohnen oder Suchtberatung) und potenziellen Arbeitgebern deutlich zu stärken und besser aufeinander abzustimmen.

Resozialisierung als gesamtgesellschaftliche Aufgabe.

Die Stimmen der Gefangenen müssen nicht nur gehört, sondern aktiv in den gesellschaftlichen Diskurs eingebunden werden. Eine offenere Kommunikation zwischen Gefangenen und der Gesellschaft ist notwendig, um zu erkennen und zu verstehen, welchen Beitrag Inhaftierte, etwa im Bereich Arbeit aber auch darüber hinaus, leisten können.

Trotz der bekannten Bedeutung von Arbeit für die soziale Wiedereingliederung entstehen Arbeits- und Ausbildungsplätze im Strafvollzug oft dort, wo sie sich wirtschaftlich oder organisatorisch rechtfertigen lassen. In einem unterfinanzierten System geraten dadurch ausgerechnet jene Menschen ins Hintertreffen, die die größte Unterstützung benötigen. Wenn Resozialisierung vor allem dort betrieben wird, wo sie auch ohne gezielte Förderung halbwegs gelingt, verfehlt der Strafvollzug seinen sozialen Auftrag. Stattdessen braucht es eine gezielte Öffnung von Qualifizierungsangeboten auch für marginalisierte Gruppen, selbst dann, wenn diese kurzfristig keine „Erfolgsgarantie“ versprechen. Andernfalls droht eine Entwicklung, in der nicht individuelle Faktoren, sondern Sparlogiken darüber entscheiden, ob jemand künftig straffällig wird oder nicht. In letzter Konsequenz würde so die „Ursache von Kriminalität“ auf Haushaltszwänge reduziert.

Investitionen in Resozialisierung als Zukunftsaufgabe.

Effektive Wiedereingliederung erfordert daher nicht nur den gezielten Kompetenzaufbau, sondern auch einen grundsätzlichen Perspektivwechsel im gesellschaftlichen Umgang mit Kriminalität und Strafvollzug – und damit ein Maß an langfristiger Investition, das bislang kaum erreicht wurde. Strafgefangene haben ein Recht auf Resozialisierung, was wiederum nahelegt, dass es Aufgabe der Institutionen ist, geeignete Programme in ausreichendem Umfang anzubieten und gleichzeitig neue Programme zu erforschen und zu evaluieren – eine Verantwortung, die in den letzten Jahren zugunsten einer antiwissenschaftlichen Rhetorik in den Hintergrund getreten ist.

10 Ausblick

Die vorliegende Studie liefert keine „Lösungen“, sondern Einsichten in Haltungen, Brüche und Bewältigungsstrategien von Menschen, die sich im Übergang zwischen zwei Systemen befinden. Sie verdeutlicht die Notwendigkeit, Resozialisierung nicht nur als Maßnahme, sondern als Beziehungsgeschehen zu begreifen. Eine zentrale Frage bleibt dabei offen: Wie kann gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht werden, wenn die Erzählung der „zweiten Chance“ an strukturelle Bedingungen gebunden ist, die vielen bereits die erste verwehren?

In jüngerer Zeit wurde begonnen, das Verhältnis von Arbeit und Haft zumindest punktuell neu zu denken - nicht zuletzt infolge verfassungsrechtlicher Impulse. Die bislang erkennbaren Schritte lassen jedoch Zweifel daran aufkommen, ob damit tatsächlich ein grundlegender Perspektivwechsel eingeleitet wurde (Neubacher & Bachmann, 2025; Neubacher et al., 2024). Vielmehr besteht die Gefahr, dass die alten Probleme eines „Wettbewerbs der Schädigkeit“ (Dünkel & Schüler-Springorum, 2006) in neuer Form reproduziert werden: mit minimalen Anpassungen, deren Wirkung vor allem darin besteht, politische Handlungsfähigkeit zu simulieren. Wenn Resozialisierung ernst genommen werden soll, genügt es nicht, einzelne Zahlen zu optimieren oder Modellprojekte aufzulegen: es braucht ein kohärentes, langfristiges Konzept, das sowohl die Bedingungen im Vollzug als auch die Möglichkeiten nach der Haft umfasst.

Aus diesen Interviews geht klar hervor, dass arbeitende Gefangene versuchen, ihre eigene Autonomie zu bewahren, insbesondere in der Art und Weise, wie sie ihre eigenen Geschichten erzählen. Gleichzeitig sind sie sich nicht nur ihrer eigenen relativen Machtlosigkeit in vielen Fällen bewusst, die durch ihre Verurteilung und Inhaftierung noch verstärkt wird, die ihnen wahrscheinlich viele Möglichkeiten genommen und sie gezwungen hat, ihre Zukunftsziele zu überdenken. Die meisten Gefangenen schätzten Arbeit jedoch nicht nur wegen ihrer unmittelbaren (wirtschaftlichen) Vorteile, sondern auch als allgemeines moralisches Gut und äußerten die Überzeugung, dass sie persönlich durch Ausdauer und harte Arbeit „über die Runden kommen“ könnten, auch wenn sie sich bewusst waren, dass Hindernisse, Stigmatisierung und wirtschaftliche Kräfte, die die Arbeit weiterhin entwerten, die Wiedereingliederung vieler ehemaliger Strafgefangener in den regulären (und existenzsichernden) Arbeitsmarkt verhindern werden. Gefängnisangestellte neigten dazu, an der Vorstellung festzuhalten, dass eine berufliche Laufbahn ein Identitätsgefühl vermitteln könne, auch wenn Wissenschaftler dies zunehmend skeptisch sehen (Beck, 2016; Casey, 1995; Doherty, 2009; Strangleman, 2012).

Justizvollzugsanstalten in Sachsen funktionieren, wie an den meisten Orten der Welt, nach wie vor wie Black Boxes (Mears, 2008), über die wenig (insbesondere aus empirischer Forschungsperspektive) bekannt ist, was tatsächlich vor sich geht oder wie die Insassen tatsächlich davon betroffen sind, insbesondere angesichts der erheblichen Unterschiede in den Erfahrungen, die Inhaftierten innerhalb einer Justizvollzugsanstalt machen können, ganz zu schweigen von den Unterschieden zwischen verschiedenen Einrichtungen, selbst innerhalb desselben Bundeslandes. Darüber hinaus ist es ohne Kenntnis der längerfristigen Ergebnisse der Inhaftierten – idealerweise über die einfache Unterscheidung zwischen Rückfall und Nichtrückfall hinaus – unmöglich zu beurteilen, ob Gefängnisse überhaupt positive Effekte erzielen können, die die ‚Schmerzen der Inhaftierung‘ aufwiegen oder rechtfertigen (Dollinger & Schmidt, 2022; Neubacher & Bachmann, 2025).

Um Arbeit und Arbeitsvorbereitung als wichtige Säulen der Resozialisierung vollständig zu etablieren, muss außerdem die sich wandelnde Rolle der Arbeit in der (post-)industriellen Gesellschaft stärker berücksichtigt und die Forschung zu diesem Thema stärker einbezogen werden. Wenn wir der plausiblen, wenn auch vereinfachten Annahme folgen, dass Beschäftigung direkt zu einem Rückgang der Kriminalität führt, muss dennoch berücksichtigt werden, dass in unserer Gesellschaft in ihrer derzeitigen Form einfach nicht genügend existenzsichernde Arbeitsplätze verfügbar sind (Beck, 2016). Anpassungsfähigkeit wird immer wichtiger als spezifische Kompetenzen, die durch Automatisierung, Verlagerung von Arbeitsplätzen in Länder mit niedrigeren Löhnen oder durch Veränderungen auf dem Weltmarkt aufgrund der Aufhebung langjähriger Freihandelsabkommen schnell veralten oder überflüssig werden können.

Viele der notwendigen Strukturen zur Verbesserung der Resozialisierungsbemühungen sind aber schon vorhanden. Eine wichtige Kritik, die von Wissenschaftlern, Praktikern und Gefangenen gleichermaßen geäußert wird, ist der Mangel an Personal und die fehlenden Investitionen in die Unterstützung zur Ausweitung bestehender Programme, damit alle Bedürftigen Hilfe erhalten und Gefangene nicht gezwungen sind, das zu nehmen, was gerade verfügbar ist. Die derzeitige Arbeit in Haftanstalten ist nach wie vor weitgehend nach innen gerichtet und darauf ausgerichtet, den Gefangenen zu helfen, ihre Strafe zu verbüßen. Es muss noch mehr getan werden, um die Betroffenen dazu zu bewegen, Unterstützung anzunehmen und langfristige Pläne zu entwickeln und umzusetzen (die dabei flexibel bleiben), die ihnen ein stabiles und straffreies Leben in der Gesellschaft ermöglichen.

Interviewer: Denkst du, man kann hier viel lernen, was draußen für die Wiedereingliederung hilfreich ist?

Tim: Ja, aber das hat garantiert nicht die JVA zu verantworten, so ungefähr. Das haben die Leute zu verantworten, die hier arbeiten und auf Augenhöhe einem begegnen und die einen wertschätzen und auch respektieren und nie von oben herab mit den Gefangenen reden. Diese Leute machen hier so viel aus, die verbessern diese ganze JVA und probieren, dass das alles hier sehr menschlich über die Bühne geht und abläuft. Das hat nie was damit zu tun, was die Anstaltsleitung vielleicht macht. Das sind einfach die Charaktere, die hier arbeiten. Klar gibt es auch welche, die mögen das nicht so mit Gefangenen, aber es gibt auch wirklich Leute, die einem auf Augenhöhe begegnen. (Interview mit Tim, S. 28)

Literatur

- Agnew, R., Cullen, F. T., Burton Jr, V. S., Evans, T. D., & Dunaway, R. G. (1996). A new test of classic strain theory. *Justice quarterly*, 13(4), 681–704.
- Arloth, F., & Geiger, T. (2018). Der deutsche Strafvollzug nach der Föderalismusreform. In *Das Gefängnis auf dem Prüfstand: Zustand und Zukunft des Strafvollzugs* (S. 73–85). Springer.
- Atkinson, W. (2010). *Class, individualization and late modernity: In search of the reflexive worker*. Springer.
- Bammann, K. (2008). *Bildung & Qualifizierung im Gefängnis*. BIS Verlag.
- Bartsch, T., Hoven, E., Limperg, B., Maelicke, B., & Merckle, T. (2023). *Resozialisierung, Opferschutz, Restorative Justice: Grundlagen und Rahmenbedingungen* (Bd. 1). Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG.
- Beck, U. (2016). *Schöne neue Arbeitswelt* (2. Aufl.). Suhrkamp.
- Bereswill, M. (2004). Inside–out: resocialisation from prison as a biographical process. A longitudinal approach to the psychodynamics of imprisonment. *Journal of Social Work Practice*, 18(3), 315–336.
- Bereswill, M., & Neuber, A. (2019). Das Gefängnis – (k)ein Ort zum Sterben? Eine explorative Studie zur Perspektive der Fachdienste. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 102(3), 177–183. <https://doi.org/10.1515/mks-2019-2022>
- Berg, C. (2017). Zusammenhänge zwischen beruflicher Identität, Commitment und Arbeitszufriedenheit. *Zeitschrift für Arbeitswissenschaft*, 71(3), 169–178. <https://doi.org/10.1007/s41449-017-0066-7>
- Berg, M. T., & Huebner, B. M. (2010). Reentry and the ties that bind: An examination of social ties, employment, and recidivism. *Justice Quarterly*, 28(2), 382–410. <https://doi.org/10.1080/07418825.2010.498383>
- Bielejewski, A. (2025). Strafvollzug und Medien: ‚Totale Institution‘ in der Massenmediengesellschaft. Abschlussbericht. *Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V.* <https://www.zkfs.de/projekt/strafvollzug-und-medien-totale-institutionen-in-der-massenmediengesellschaft/>
- Blumer, H. (1973). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* (S. 80–101). Rowohlt.
- Bögelein, N. (2025). Soziale Ungleichheit in der Strafverfolgung. In Wollinger (Hrsg.), *Prävention & gesellschaftlicher Frieden. Wissenschaftliche Begleitschrift zum 30. Präventionstag* (S. 195–230). Deutscher Präventionstag.
- Bolesta, D., Oehme, A., & Führer, J. L. (2022). Stereotype über Straftäter: innen. *Panel zur Wahrnehmung von Kriminalität und Straftäter: innen (PaWaKS): Ergebnis-*

- se der ersten Erhebungswelle. Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen eV, 73–101.
- Boll, F., & Röhner, C. (2017). Resozialisierung durch Ausbeutung? Arbeit und Gewerkschaftsbildung in deutschen Gefängnissen. *Kritische Justiz*, 50(2), 195–206. www.jstor.org/stable/26427864
- Braithwaite, J. (1991). Poverty, power, white-collar crime and the paradoxes of criminological theory. *Australian & New Zealand Journal of Criminology*, 24(1), 40–58. <https://doi.org/10.1177/000486589102400104>
- Braithwaite, J. (1998). Restorative Justice. In M. H. Tony (Hrsg.), *The handbook of crime and punishment* (S. 323–344). Oxford University Press.
- Brinkmann, U., Dörre, K., Röbenack, S., Kraemer, K., & F., S. (2006). Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. *Friedrich-Ebert-Stiftung*.
- Bude, H. (2008). *Die Ausgeschlossenen: Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. Hanser.
- Burke, L., Collett, S., & McNeill, F. (2018). *Reimagining Rehabilitation: Beyond the Individual*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315310176>
- Casey, C. (1995). *Work, Self and Society After Industrialism*. Routledge.
- Conley, J. A. (1980). Prisons, production, and profit: Reconsidering the importance of prison industries. *Journal of Social History*, 14(2), 257–275. www.jstor.org/stable/3786794
- Crewe, B. (2009). *The Prisoner Society: Power, Adaptation and Social Life in an English Prison*. Oxford University Press.
- Crewe, B. (2011). Depth, weight, tightness: Revisiting the pains of imprisonment. *Punishment & society*, 13(5), 509–529. <https://doi.org/10.1177/1462474511422172>
- Crewe, B., & Levins, A. (2020). The prison as a reinventive institution. *Theoretical criminology*, 24(4), 568–589. <https://doi.org/10.1177/136248061984190>
- Doherty, M. (2009). When the working day is through: the end of work as identity? *Work, employment and society*, 23(1), 84–101. <https://doi.org/10.1177/09500170080997>
- Dollinger, B. (2023). Formen von Kriminalität. Zur historischen Hervorbringung differentieller Kriminalitätswirklichkeiten. *Kriminologisches Journal*, 55(3). <https://doi.org/10.3262/kj2303217>
- Dollinger, B., & Schmidt, H. (2022). Was macht das Gefängnis? Perspektiven von Grundlagenforschung zum Strafvollzug und seinen Folgen. In W. Wirth (Hrsg.), *Steuerung und Erfolgskontrolle im Strafvollzug: Zur evidenzbasierten Gestaltung freiheitsentziehender Sanktionen* (S. 385–399). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-35620-0_16

- Dünkel, F. (2017). Resozialisierung im Strafvollzug und internationale Menschenrechtsstandards. In C. D. Spinellis, N. Theodorakis, E. Billis & G. Papadimitrakopoulos (Hrsg.), *Europe in Crisis: Crime, Criminal Justice and the Way Forward. Essays in Honour of Professor Nestor Courakis* (S. 1037–1050). Sakkoulas Publications.
- Dünkel, F., & Schüler-Springorum, H. (2006). Strafvollzug als Ländersache? Der „Wettbewerb der Schäbigkeit“ ist schon im Gange! *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 3, 145–149.
- Duwe, G., Clark, V. A., & McNeeley, S. (2023). When Prison Becomes the Devil’s Workshop: The Association Between Idleness and Post-Release Employment, Recidivism, and Mortality. *Crime & Delinquency*, 71(5), 1359–1387. <https://doi.org/10.1177/00111287231210836>
- Ebaugh, H. R. F. (1988). *Becoming an ex: The process of role exit*. University of Chicago Press.
- Eberle, T. S. (1984). *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft: der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften* (Bd. 5). Haupt.
- Endres, J. (2022). Das Gefängnis als „totale Institution“. *Forum Strafvollzug*, 71(4), 250–253.
- Endres, J., & Hegwein, S. (2023). Arbeit und Arbeitstherapie. In J. Endres & S. Suhling (Hrsg.), *Behandlung im Strafvollzug: Ein Handbuch für Praxis und Wissenschaft* (S. 525–541). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-36046-7_27
- Fassin, D. (2017). *Prison worlds: An ethnography of the carceral condition*. John Wiley & Sons.
- Geertz, C. (1973). The interpretation of cultures. *New York: Basic Book Classics*.
- Gerner, S., & Neuber, A. (2024). „Dass die sehen, wie benehme ich mich als Vater“ – Vaterschaft im Strafvollzug als doppelte Bewährung. *Kriminologie – Das Online-Journal*, 6(3), 137–156. <https://doi.org/10.18716/ojs/krimoj/2024.3.3>
- Gibson-Light, M. (2023). The Ghosts Inside: The Historic Struggle to Reclassify Prison Labor, 1967–1979. *The Prison Journal*, 103(4), 489–512. <https://doi.org/10.1177/00328855231188430>
- Giddens, A. (1984). *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration*. University of California Press.
- Giddens, A. (1991). *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age*. Polity Press.
- Giebel, S. (2023). Evaluation der Arbeit von Gefangenen im Vollzug. Erste Ansätze und Überlegungen zur Wirkungsforschung. *Forum Strafvollzug*, 5, 328–339.
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Suhrkamp.

- Goffman, E. (2004). *Wir alle spielen Theater: die Selbstdarstellung im Alltag* (P. Weber-Schäfer, Übers.; 2. Aufl.). Piper.
- Gomille, A., & Illgner, C. (2020). Gefängnis-Ort der Prävention, der (Re-) Sozialisierung oder der Radikalisierung? Zum Forschungsstand über die Bedeutung des Gefängnisses in Radikalisierungsprozessen. *Forum Strafvollzug: Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 69(3), 215–220.
- Guba, E. G., & Lincoln, Y. S. (1982). Epistemological and methodological bases of naturalistic inquiry. *Ectj*, 30(4), 233–252.
- Haberkorn, A., Hemmann, M., Grüner, A., & Koch, S. (2016). *Räume öffnen: Kunsttherapie im Justizvollzug*. Druckerei und Verlag Hille.
- Hagemann, O. (2020). Restorative Justice und Resozialisierung – Abgrenzung und Gemeinsamkeiten. In B. Maelicke & C. Wein (Hrsg.), *Resozialisierung und Systemischer Wandel* (S. 151–180). Nomos.
- Harris, A. (2011). Constructing clean dreams: Accounts, future selves, and social and structural support as desistance work. *Symbolic Interaction*, 34(1), 63–85. <https://doi.org/10.1525/si.2011.34.1.63>
- Hartenstein, S., Hinz, S., & Meischner-Al-Mousawi, M. (2020). Qualifizierung und Beschäftigung: Bedarfsanalyse im sächsischen Justizvollzug. *Daten & Dialog im Fokus*, 2.
- Hatton, E. (2018). When work is punishment: Penal subjectivities in punitive labor regimes. *Punishment & Society*, 20(2), 174–191. <https://doi.org/10.1177/1462474517690001>
- Hirschi, T. (1969). *Cause of Delinquency*. University of California Press.
- Ievins, A. (2024). The prison as a space of non-life: How does a typical prison sentence intervene in what really matters to people? *The British Journal of Criminology*, 64(4), 931–946. <https://doi.org/10.1093/bjc/azad070>
- Jehle, J.-M. (1995). Lohnt sich die Gefangenearbeit? Grundsätzliche Fragen zu Arbeit und Entlohnung im Strafvollzug. In J. Häußling & R. Reindl (Hrsg.), *Sozialpädagogik und Strafrechtspflege. Schriftenreihe für Delinquenzpädagogik und Rechtserziehung* (S. 493–516). Centaurus Verlag & Media. https://doi.org/10.1007/978-3-86226-468-1_22
- Karp, D. R., & Frank, O. (2016). Restorative justice and student development in higher education: Expanding “offender” horizons beyond punishment and rehabilitation to community engagement and personal growth. In T. Gavrielide (Hrsg.), *Offenders no more: An interdisciplinary restorative justice dialogue* (S. 141–164). Nova Science Publishers New York.
- Katz, J. (1988). *The Seductions of Crime: Moral and Sensual Attractions in Doing Evil*. Basic Books.

- Kett-Straub, G. (2014). Die Gefangenenarbeit im Strafvollzug—Konzeption, Ausgestaltung und Ziele oder die große Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit. *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft*, 125(4), 883–906. <https://doi.org/10.1515/zstw-2013-0041>
- Krotz, F. (2008). Gesellschaftliches Subjekt und kommunikative Identität: Zum Menschenbild von Cultural Studies und Symbolischem Interaktionismus. In *Kultur—Medien—Macht: Cultural Studies und Medienanalyse* (S. 125–138). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90668-3_
- Lageson, S., & Uggen, C. (2012). How work affects crime—and crime affects work—over the life course. In C. Gibson & M. Krohn (Hrsg.), *Handbook of life-course criminology: Emerging trends and directions for future research* (S. 201–212). Springer. https://doi.org/10.1007/978-1-4614-5113-6_12
- Laubenthal, K. (2019). *Strafvollzug* (8. Aufl.). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-58637-2>
- Lee, A. W. (2019). A time-sensitive analysis of the work-crime relationship for young men. *Social Science Research*, 84, 102327. <https://doi.org/10.1016/j.ssresearch.2019.102327>
- Liebling, A. (2011). Moral performance, inhuman and degrading treatment and prison pain. *Punishment & Society*, 13(5), 530–550. <https://doi.org/10.1177/1462474511422159>
- Mann, L. (2024). Gefangenenarbeit im hessischen Strafvollzug—ein undurchsichtiges Geschäft. *KJ Kritische Justiz*, 57(1), 97–104. <https://doi.org/10.5771/0023-4834-2024-1>
- Maruna, S. (2001). *Making good: How ex-convicts reform and rebuild their lives*. American Psychological Association. <https://psycnet.apa.org/doi/10.1037/10430-000>
- McNeeley, S. (2023). The effects of vocational education on recidivism and employment among individuals released before and during the COVID-19 pandemic. *International journal of offender therapy and comparative criminology*, 67(15), 1547–1564. <https://doi.org/10.1177/0306624X231159886>
- McNeill, F. (2009). What works and what's just? *European Journal of Probation*, 1(1), 21–40. <https://doi.org/10.1177/206622030900100103>
- McNeill, F. (2012). Four forms of 'offender' rehabilitation: Towards an interdisciplinary perspective. *Legal and criminological psychology*, 17(1), 18–36. <https://doi.org/10.1111/j.2044-8333.2011.02039.x>
- Mears, D. P. (2008). Accountability, efficiency, and effectiveness in corrections: Shining a light on the black box of prison systems. *Criminology & Public Policy*, 7(1), 143–152. <https://doi.org/10.1111/j.1745-9133.2008.00497.x>
- Merton, R. K. (1938). Social Structure and Anomie. *American Sociological Review*, 3(5), 672–682.

- Mills, C. W. (1959). *The Sociological Imagination*. Oxford University Press.
- Neubacher, F., & Bachmann, M. (2025). Die Neuregelung der Gefangenenvergütung in Bayern, Hamburg und Nordrhein-Westfalen. Großer Wurf oder kleine Reparatur? *Forum Strafvollzug*, 3, 154–157.
- Neubacher, F., Bachmann, M., Hoppe, A., & Bögelein, N. (2024). Die Novellierung der Gefangenenvergütung nach der Entscheidung BVerfGE 166, 196 – enttäuschend nicht nur für jugendliche Inhaftierte. *Zeitschrift für Jugendkriminalität und Jugendhilfe*, 4, 298–304.
- Obatusin, O., & Ritter-Williams, D. (2019). A phenomenological study of employer perspectives on hiring ex-offenders. *Cogent Social Sciences*, 5(1), 1571730. <https://doi.org/10.1080/23311886.2019.1571730>
- Padavic, I. (2005). Laboring under uncertainty: Identity renegotiation among contingent workers. *Symbolic Interaction*, 28(1), 111–134. <https://doi.org/10.1525/si.2005.28.1.111>
- Phelps, M. S. (2011). Rehabilitation in the punitive era: The gap between rhetoric and reality in US prison programs. *Law & society review*, 45(1), 33–68. <https://doi.org/10.1111/j.1540-5893.2011.00427.x>
- Radewald, A., & Bielejewski, A. (2023). Öffentliche Wahrnehmung des Strafvollzugs. In D. Bolesta, J. L. Führer, R. Bender, A. Bielejewski, A. Radewald, K. Weber & F. Asbrock (Hrsg.), *Panel zur Wahrnehmung von Kriminalität und Straftäter:innen (PaWaKS): Ergebnisse der ersten bis dritten Erhebungswelle*. Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V. <https://www.zkfs.de/pawaks/>
- Ramakers, A. A., Nieuwbeerta, P., van Wilsem, J., & Dirkzwager, A. J. E. (2016). Not Just Any Job Will Do: A Study on Employment Characteristics and Recidivism Risks After Release. *International Journal of Offender Therapy and Comparative Criminology*, 61, 1795–1818. <https://doi.org/10.1177/0306624X16636141>
- Ramsbrock, A. (2020). *Geschlossene Gesellschaft. Das Gefängnis als Sozialversuch – eine bundesdeutsche Geschichte*. S. Fischer Verlag.
- Reckless, W. C. (1961). *The Crime Problem* (3rd). Appleton-Century-Crofts.
- Ricciardelli, R. (2019). The decision to disclose: employment after prison. *Journal of Offender Rehabilitation*, 57(6), 343–366. <https://doi.org/10.1080/10509674.2018.1510866>
- Rocha, P. (2021). *Collaboration and innovation in criminal justice: An activity theory alternative to offender rehabilitation* (1. Aufl.). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003186793>
- Rosa, H. (2017). *Beschleunigung: die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Suhrkamp Verlag.
- Sachse, C. (2015). Historische Dimensionen der Zwangsarbeit. In J. Weberling (Hrsg.), *Zwangsarbeit in der DDR-Ein offenes Thema gesamtdeutscher Aufarbeitung*

- (S. 17–46). Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. <https://doi.org/10.5771/9783845270777-17>
- Sampson, R. J., & Laub, J. H. (1993). *Crime in the Making: Pathways and Turning Points Through Life*. Harvard University Press.
- Schepers, D. (2024). Arbeit und Vergütung aus Sicht der Gefangenen. *Forum Strafvollzug*, 3(3), 190–193.
- Scherrer, C., & Shah, A. (2016). Die Wiederkehr der kommerziellen Gefängnisarbeit in den USA. *Leviathan*, 44(4), 536–557. <http://www.jstor.org/stable/26426512>
- Schinkel, M. (2014). *Being imprisoned: Punishment, adaptation and desistance*. Springer.
- Schlosser, J. A. (2008). Issues in interviewing inmates: Navigating the methodological landmines of prison research. *Qualitative inquiry*, 14(8), 1500–1525. <https://doi.org/10.1177/1077800408318325>
- Schlosser, J. A. (2024). At What Cost? Interrogating Cognitive-Behavioral Programs in Prison. *Kriminologisches Journal*, 56(4), 292–304. <https://doi.org/10.3262/kj2404292>
- Sieferle, B. (2023). *Nach dem Gefängnis: Alltag und unsichtbare Bestrafungen*. Transcript Verlag.
- Singe, M. (2014). Rentenversicherung für Gefangene! In H. Bunde & K. Schäfer (Hrsg.), *Ökonomische Faktoren in der Straffälligenhilfe: Wirtschaftlichkeit contra Resozialisierung?* (S. 63–76). Lambertus Verlag.
- Smaus, G. (2020). Versuch um eine materialistisch-interaktionistische Kriminologie. In J. Feest & B. Pali (Hrsg.), *Gerlinda Smaus: „Ich bin ich“*. Beiträge zur feministischen Kriminologie (S. 45–67). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31723-2_3
- Soeffner, H.-G. (2014). Interpretative Sozialwissenschaft. In G. Mey (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen—10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S. 35–53). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_2
- Steiner, B., & Butler, H. D. (2013). Why Didn't They Work—Thoughts on the Application of New Jersey Day Reporting Centers. *Criminology & Public Policy*, 12(1), 153–162. <https://doi.org/10.1111/1745-9133.12014>
- Strangleman, T. (2012). Work identity in crisis? Rethinking the problem of attachment and loss at work. *Sociology*, 46(3), 411–425. <https://doi.org/10.1177/0038038511422585>
- Streng, M. (2024). Resozialisierung als Verzeitlichung? Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die westdeutsche Strafvollzugsreform (1965-1985). In M. Baader, P. Bühler, R. Casale, A. Hoffmann-Ocon, T. Kössler & A. S. Ross (Hrsg.), *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung* (S. 155–182, Bd. 29). Verlag Julius Klinkhardt.

- Suhling, S., Wittland, I., Endres, J., Hartenstein, S., & Schepers, D. (2025). Evaluation der Wirksamkeit von Arbeit und Vergütung im Strafvollzug. *Forum Strafvollzug*, 3(3), 158–163.
- Sukhankin, S. (2023). The Rise of Prison Labor in the Russian Economy. *Eurasia Daily Monitor*, 20(163). <https://jamestown.org/program/the-rise-of-prison-labor-in-the-russian-economy/>
- Sykes, G. M. (1958). *The Society of Captives: A Study of a Maximum Security Prison*. Princeton University Press.
- Theine, E., & Elgeti-Starke, B. (2018). Bildung und Qualifizierung. In B. Maelicke & S. Suhling (Hrsg.), *Das Gefängnis auf dem Prüfstand: Zustand und Zukunft des Strafvollzugs* (S. 109–128). Springer. https://doi.org/https://doi.org/10.1007/978-3-658-20147-0_6
- Travis, J. (2005). *But they all come back: Facing the challenges of prisoner reentry*. The Urban Institute.
- Ugelvik, T. (2014). Prison ethnography as lived experience: Notes from the diaries of a beginner let loose in Oslo prison. *Qualitative Inquiry*, 20(4), 471–480. <https://doi.org/10.1177/1077800413516272>
- Uggen, C. (2000). Work as a turning point in the life course of criminals: A duration model of age, employment, and recidivism. *American sociological review*, 65(4), 529–546. <https://doi.org/10.1177/000312240006500403>
- Ullmann, M., Endres, J., & Hommelhoff, S. (2025). Die psychosozialen Funktionen der Gefangenenarbeit und ihre Zusammenhänge mit der Resozialisierungsbereitschaft. Eine empirische Untersuchung. *Forum: Strafvollzug*, 3(3), 164–168.
- Van Ness, D. W. (2005). An Overview of Restorative Justice Around the World. *11th United Nations Congress on Crime Prevention and Criminal Justice*.
- Visher, C. A., Debus-Sherrill, S. A., & Yahner, J. (2010). Employment after prison: A longitudinal study of former prisoners. *Justice Quarterly*, 28(5), 698–718. <https://doi.org/10.1080/07418825.2010.535553>
- Wacquant, L. (2009). *Bestrafen der Armen: Zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit*. Suhrkamp.
- Ward, T., & Maruna, S. (2007). *Rehabilitation: Beyond the Risk Assessment Paradigm*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203962176>
- Weber, M. (2010). *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (D. Kaesler, Hrsg.; 3. Aufl.). Beck.
- Wright, K. A., Pratt, T. C., Lowenkamp, C. T., & Latessa, E. J. (2012). The importance of ecological context for correctional rehabilitation programs: Understanding the micro-and macro-level dimensions of successful offender treatment. *Justice Quarterly*, 29(6), 775–798. <https://doi.org/10.1080/07418825.2011.583933>

- Zatz, N. D. (2008). Working at the boundaries of markets: Prison labor and the economic dimension of employment relationships. *Vanderbilt Law Review*, 61, 857.
<https://scholarship.law.vanderbilt.edu/vlr/vol61/iss3/3>
- Zelizer, V. A. (2017). *The Social Meaning of Money*. Princeton University Press.

Impressum

Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V.

Karl-Liebnecht-Str. 29

09111 Chemnitz

Tel.: 0371 335638-31

E-Mail: info@zkfs.de

Web: www.zkfs.de

Redaktion

Frank Asbrock, Aaron Bielejewski, Jennifer Führer, Nils Heimhuber, Anja Hoffmann, Annalena Oehme und Deliah Wagner

Diese Veröffentlichung ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, auch die des Nachdruckes von Auszügen und der fotomechanischen Wiedergabe, sind dem Herausgeber vorbehalten.

© 2025 Zentrum für kriminologische Forschung Sachsen e.V.

Alle Bildrechte liegen beim ZKFS.

